

Phys. m.

231

g

Der Prophet.

Zukunfts-Almanach für 1867

mit

monatlichen Prophezeihungen.

Erster Jahrgang.

München 1867.

Bei C. F. Gummi.

Phys. m.

231 g

Koepfot



<36610758900018

<3661

Bayer.

Der Prophet.

Zukunfts-Almanach für 1867

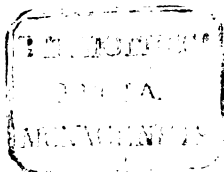
mit monatlichen Prophezeihungen.



Erster Jahrgang.

München 1867.

Bei E. F. Gummi.



Napoleon III. und Wilhelm I.

Zukunft = Novelle.

Herkules am Scheidewege.

„Sein oder nicht Sein? fragte einst Hamlet, ich aber stellte, als ich schon in einem Alter von 27 Jahren an der Universität einer Haupt- und Residenzstadt ordentlicher Professor der Medicin und ein so gesuchter praktischer Arzt war, daß ich drei Assistenzärzte brauchte, die mehr praktische Frage an mich: „Heirathen oder nicht heirathen? Um die beste Antwort war ich keinen Augenblick verlegen; sie lautete: „nicht heirathen!“

Aber warum? Weil der Beruf der Wissenschaft oder Kunst ein ungetheiltes Herz verlangt, um sich dem gewählten Berufe mit voller Liebe hingeben zu können, wenn, man den möglichst höchsten Grad der Meisterschaft erreichen will. Ein Ehemann hat immer häusliche Sorgen, die den Aufschwung des Geistes zeitweise mehr oder minder lähmen, selbst wenn er ein reicher Mann

und sohin ohne Nahrungsorgen ist. Liebt er seine Familie, was ich voraussetze, so wird jede sie heimsuchende Krankheit ihn durch quälende Sorge betrüben, und auf seine Berufsthätigkeit nachtheilig einwirken, bis die volle Genesung wieder eingetreten ist; die Zwischenzeit bleibt also eine für den Beruf verlorene.

Liebt er aber seine Familie nicht, dann steht es um den Mann des Berufes um so schlimmer, weil sein ganzes Gemüth erkrankt, und diese Krankheit des Seelenlebens nur durch die höchst seltene, dauernd einkehrende Liebe zu seiner Familie geheilt werden könnte.

Ferner dachte ich, daß ich ein trostlos unglücklicher Gatte wäre, wenn ich meine geliebte Gattin oder mein Kind durch den Tod verlieren würde, abgesehen davon, daß meine freundlichen Collegen, die andern praktischen Aerzte, es gewiß nicht unterließen, ihre Ansicht zu verbreiten, daß ich, der vielgepriesene Doctor und Universitätsprofessor, der immer in einer prächtigen Equipage durch die Straßen rolle und sich sogar drei Assistenzärzte angeschlossen, die gewiß mehr wüßten, als ich, im Grunde doch nur ein qualifizirter Esel sein müsse, weil ich nicht einmal im Stande gewesen sei, in meiner eigenen Familie eine so unbedeutende Krankheit kuriren zu können, was dem nächsten besten Badergesellen etwas ganz Leichtes gewesen wäre.

Meine Mutter und ihre Schwester waren ganz

anderer Meinung, als ich. Sie wollten durchaus, daß ich heirathen sollte, und stellten mir vor, daß ich als lediger Arzt bei den Damen nie Vertrauen finden werde.

„Wenn die Damen meiner ärztlichen Hülfe bedürfen, werden sie mich schon mit ihrem Vertrauen beehren,“ antwortete ich lächelnd.

Der Vater blieb neutral, und sagte schmunzelnd: „Nur Geduld! Wenn die Rechte kommt, wird er schon heirathen. Dieß hab' ich schon gar oft erlebt.“

Die mütterlichen und tantlichen Bemühungen blieben deßhalb doch in ununterbrochenem Ganzen; ich vertagte sie aber durch die Anzeige, daß ich zu meiner Erholung in das Heilbad W. reisen werde, und zwar schon in vier Tagen, da nach dem Stande des Barometers auf sehr schöne Julitage gehofft werden dürfe.

Mutter und Tante bewiesen mir jetzt ihre Liebe durch rasche und vollständige Ausrüstung zu meiner Reise, und als ich im Wartsalon I. Classe von ihnen Abschied nahm, sagte die Mutter:

„Lieber Fritz, bring' eine Braut mit!“

„Leicht möglich, daß mir die Braut irgend eines Andern anvertraut wird, um sie in die Residenzstadt zu geleiten.“

„Scherze nicht!“

„Gewiß nicht, Mutter! So ungefällig kann ich nicht handeln.“

„Ja, bring' sie mit, Fritz!“ bat die Tante.

„Ah, die Geschenke, Tantchen! Ich werde nicht darauf vergessen.“

Zum Glück erlösete mich in diesem Augenblicke das letzte Zeichen der Glocke; ich eilte in die Einsteighalle, und eine Minute später dampfte der Schnellzug davon.

Ein Fund.

Glücklich kam ich in dem reizenden W. an, und benützte gleich den nächsten sonnenhellen Morgen zu einem Spaziergange in die Anlagen. Plötzlich erblickte ich, um eine Ecke biegend, auf einer Bank eine sehr schöne junge Dame, höchstens 18 bis 19 Jahre alt. In einer Entfernung von 10 bis 12 Schritten konnte ich sie genau betrachten. Die feinen aschblonden Haare wogten über ihre Schultern herab auf ein grauseidenes Kleid, das unter dem Kinne schloß, mit einem violettfarbenen Gürtel, dessen Schließe von mattem Golde war, in der Mitte erglänzend von einem kleinen, aus Edelsteinen geformten Sterne. Die Gesichtsbildung war rein griechisch, aber auf den Wangen lag eine krankhafte Blässe, die auf ein ganz besonderes inneres Leiden schließen ließ.

So liebenswürdig mir diese interessante Erscheinung war, so erregte sie in mir doch nur den ärztlichen Wunsch, mit ihr sprechen zu können. Der Zufall, der überhaupt eine große Rolle im menschlichen Leben spielt, begünstigte mich. Ein noch ziemlich entferntes Gelächter von Spazierenden

scheuchte sie plötzlich aus ihrem Schlummer oder Traume auf. Sie riß rasch einen feinen türkischen Shawl, der auf der Lehne lag, auf die sie ihre rechte Hand gestützt hatte, an sich, schlang ihn leicht um ihre Schulter, warf einen schüchternen Blick nach der Richtung des Gelächterschalles mit ihren schönen dunklen, großen Augen und entfloß so flüchtig, wie eine Gazelle.

Indem sie sich von der Ruhebank entfernte, sah ich auf dieser ein Buch mit schwarzem Einbände liegen, das meine Neugier erregte, weil es mir durch Nachfrage der Dame, die es zufällig liegen ließ, Gelegenheit zum Nachspüren und zu einer Unterredung geben konnte. Blitzschnell, wie ein Geier sich auf eine Taube stürzt, sprang ich aus dem Gebüsche, packte das Buch, steckte es flugs in die Brusttasche meines Rockes, und eilte in einer entgegengekehrten Richtung fort, um durch die Rückkehr der holden Dame, oder durch eine zum Holen des Buches entsendete Person meinen Fund nicht wieder zu verlieren, bevor ich ihn näher untersucht hatte, denn — das vermeintliche Lesebuch war ein Taschenbuch, das mir wohl die besten Aufschlüsse über diese Dame geben konnte, und athmete die feinsten und süßesten Wohlgerüche, war also glaublich das Eigenthum einer höheren Salondame.

Eine deutsche Ohrseige.

Erst in weiter Entfernung, wohin die Badegäste nicht zu kommen pflegten, zog ich unbemerkt das

gefundenen Taschenbuch hervor und öffnete es. Ich fand darin zahlreiche Notizen in italienischer Sprache, und obgleich ich diese, wie die französische und englische Sprache, mit gleicher Fertigkeit schrieb und sprach, so war ich doch so discret, mich um den Inhalt nicht zu bekümmern, so lockend auch diese Versuchung sein mochte. Ich blätterte fort und fand in einem Seitentäschchen Visitenkarten, die mir ihren Namen nannten. Nun wußte ich, was ich zu wissen wünschte, steckte das Taschenbuch wieder in meine Brusttasche und eilte nach dem Conversationshause, wo bereits ein Anschlag in französischer Sprache um gefällige Rückgabe eines in den Anlager verlorenen Taschenbuches gegen Belohnung dringend bat.

Ohne Säumen ging ich in den französischen Hof an der Promenadebrücke, um mich meiner dustenden Bürde zu entledigen, und nicht in eine wiederholte Versuchung zu gerathen, bei längerem Besitze des Taschenbuches von dem Inhalte desselben nähere Kenntniß zu nehmen.

Der Portier des Gasthofes stand eben am Thore; ich fragte ihn nach der Wohnung der Gräfin L.... und erhielt den Bescheid, daß sie mit dem italienischen Gesandten, Grafen R....., im zweiten Stockwerke die Zimmer 31 bis 36 bewohne.

Mit eigenthümlichen Gefühlen stieg ich die prachtvollen, mit Orangerie gezierten Treppen hinan, und eh' ich an eines der bezeichneten Zimmer zu

Klopfen wagte, mußt' ich mich sammeln, bis ich meiner bangen Gefühle Meister geworden war.

Auf das Zimmer 31 zuschreitend, öffnete sich die Thüre desselben, und ein heraustretender Bedienter des Grafen M. fragte mich in französischer Sprache, den Kopf hochmüthig in den Nacken legend, was ich wünsche?

„Ich wünsche die Gräfin L. zu sprechen,“ erwiderte ich, „weil ich ihr Taschenbuch gefunden habe, das ich persönlich zurückgeben will.“

„Ist nicht nothwendig,“ sagte er; geben Sie das Taschenbuch nur mir, ich besorg's schon; das Trinkgeld für die Rückgabe wird Ihnen deshalb doch nicht entgehen.“

Bei diesen Worten streckte er die Hand nach dem Taschenbuche aus, um es zu nehmen, und mit der andern Hand reichte er mir ein Fünffrankenstück.

Auf diese französische Insolenz antwortete ich mit einer deutschen, weithinschallenden Ohrfeige, und gewiß wäre jede große Sängerin mit einem ebenso schallenden Applause seelenvergnügt. Jedenfalls muß sie sehr vernehmlich gelautet haben, da sofort die Flügelthüren des nächsten Zimmers sich aufthaten, und eine interessant-schöne Dame, in der ich die Taschenbuchvergesserin in den Anlagen erkannte, über die Schwelle trat, um sich von dem geräuschvollen Vorgange an der Front des Vorzimmers zu unterrichten. Mein beehrter Gegner zog sich scheu zurück, mit einem unwillkürlichen sanften Händedrucke

auf seine von mir wie ein Resonanzboden behandelte Wange.

Eine merkwürdige Unterredung.

Um mich nicht zu verrathen, daß ich die Dame möglicherweise bereits kenne, fragte ich mit einer artigen Verbeugung:

„Meine Gnädige, kann ich wohl die Ehre haben, der Gräfin L. vorgestellt zu werden?“

„Ich selbst bin die Gräfin L.,“ antwortete sie mit freundlicher Miene, und lud mich ein näher zu treten.

„Darf ich Sie um Ihren Namen ersuchen, mein Herr?“

„Doctor M.“

„Ah, Universitätsprofessor zu B.?“

„Ja. Woher wissen Sie dieß, meine Gnädige?“

„Aus dem Fremdenbuch seit heute früh, in welches Sie sich ganz einfach als Dr. M. einschrieben; ein anderer Kurgast, der mit Ihnen zugleich ankam und im nämlichen Wagon mit Ihnen reisete, Sie auch persönlich kennt, rief, bei dem Frühstücke, mir gegenüber sitzend, und allen Anwesenden hörbar aus:

„Dr. M.! Ja, meine Herren und Damen, wenn wir krank werden, haben wir eine trostreiche Aussicht; der Dr. M. da ist der berühmte Dr. M., Universitätsprofessor zu B.“

„Ein allzugütiges Urtheil.“

„Gleich nach dem Frühstücke eilte ich, wie täglich, in die Anlagen, verlor aber dort leider mein Taschen-

buch. Ach Gott, verzeihen Sie mir doch, daß ich im Eifer des Gespräches bisher unterließ, Sie zu bitten einzutreten, und neben mir Platz zu nehmen, damit ich auf eine schickliche Weise nach der Ursache des Besuches mich erkundigen kann, mit dem Sie mich beehrt haben!"

Man ersieht aus diesem artigen Benehmen die selbgebildete Dame.

Ich trat in das sehr geschmackvoll eingerichtete Zimmer, und nahm, ihrem Wunsche entsprechend, auf dem Sofa neben ihr Platz.

"Die Ursache, welche mich zu dem Wunsche veranlaßte, persönlich mit Ihnen zu sprechen, meine gnädige Gräfin, ist ganz einfach — Ihr Taschenbuch, das ich auf einer Ruhebant in den Anlagen gefunden habe. Hier ist es!"

"Gott sei Dank!" erwiderte sie, das Taschenbuch freudig ergreifend; "Sie haben durch die Rückgabe desselben mir wahrhaftig einen Stein vom Herzen genommen."

"Nicht ohne Hindernisse," äußerte ich lächelnd, und erzählte ihr den Auftritt mit dem Bedienten, für diesen mit thunlicher Schonung; zugleich mich entschuldigend, daß sein wegwerfendes Benehmen, insbesondere aber die Abfertigung mit dem Fünffrankenstücke als Trinkgeld, mich empört und zu einer von ihm zwar wohl verschuldeten, aber bei einem Manne von guter Erziehung nicht zu rechtfertigenden Begegnung hinzerissen habe.

Unsere ganze Unterredung wurde in italienischer Sprache geführt.

„Bravo! Bravo!“ rief sie helllachend aus, „dem haben Sie gerade Recht gethan. Ich freue mich wirklich, daß dieser arrogante Franzose, der mir wie ein Spion auf allen Tritten nachschleicht, einmal seinen Meister gefunden habe. Mein Onkel, der Gesandte, und meine Tante, unter deren Schutz ich in Paris lebe, sind in diesen Menschen wegen seiner Kriecherei und Heuchelei, ihnen gegenüber, ganz vernarrt, obgleich sie schon mehrmals und von verschiedenen Seiten vor ihm gewarnt worden sind, und sie selbst ihn für einen Spion Napoleons halten!“

Eine kurze Pause trat ein. Sie drehte das Taschenbuch mit ihrer schönen Hand um und fragte mich dann mit dem forschenden Blicke einer auf die Antwort gespannten Erwartung:

„Wie erfuhren Sie denn meinen Namen, Herr Doctor?“

„Durch Ihr Taschenbuch, Gräfin!“

„Sie haben es also geöffnet?“

„Ja, um nach der Eigenthümerin zu forschen; denn nach allen Anzeichen mußte es einer Dame angehören. Sie dürfen mir aber auf's Wort glauben, Gräfin, daß ich von dem Inhalte keine Kenntniß nahm, sondern nur umblätterte, bis ich in einem Seitensache des Taschenbuches Ihre Adresse auf Visitenkarten fand. Erst hernach gerieth mir auch

ein Briefchen mit der nämlichen Adresse auf dem Couvert zwischen die Finger."

Ein leichtes Roth der Verlegenheit hauchte über ihre blassen Wangen.

"Ihre Adresse auf dem Couvert war für mich die Bestätigung der Richtigkeit der schon gefundenen Adresse. Augenblicklich schloß ich das Taschenbuch wieder, dessen ganzer Inhalt für mich, als einen loyalen Finder, natürlich ein Geheimniß bleiben mußte."

Ein Lächeln der Beruhigung umspielte ihre Lippen.

"Erlauben Sie mir eine Frage?" sagte sie.

"So viele Sie an mich zu stellen wünschen, Gräfin!"

"Ueben Sie als Universitätsprofessor auch ärztliche Praxis ohne Ausnahme aus?"

"Allerdings, und zwar eine so umfangreiche, daß ich drei Assistenzärzte beschäftige, welche so vertraut mit meinem Heilverfahren sind, daß sie mich an den Krankenlagern meiner Patienten würdig vertreten."

"Gottlob!" erwiderte sie, "dann darf wohl auch ich Sie um Ihren ärztlichen Beistand bitten."

"Gewiß, und Sie würden mir durch Ihr Vertrauen eine große Ehre erweisen. Aber fühlen Sie sich denn krank, Gräfin?"

"Ja. Seit 3 Jahren bin ich von einem Nervenleiden heimgesucht und habe auf das Anrathen italienischer und französischer Aerzte verschiedene Heil-

bäder besucht, jedoch ohne günstigen Erfolg. Ein hiesiger Badearzt empfahl mir, bei dem Dr. F., der als Specialist in Nervenübeln sich einen großen Ruf soll erworben haben, Hilfe zu suchen; er wohnt in G., wohin aber mein Onkel wegen der Verhältnisse Italiens zu Oesterreich nicht gehen kann. Ich schätze mich glücklich, durch Zufall Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und hoffe auch die Erlaubniß meiner Verwandten zu erhalten mich Ihrer ärztlichen Behandlung bedienen zu dürfen.“

„Wann kann ich die Ehre haben, Ihrem Herrn Onkel meine Aufwartung zu machen, Gräfin?“

„Morgen, wenn es Ihnen beliebt, Herr Professor; denn bis dahin wird mein Onkel zurückkehren, der heute einen Ausflug zu einem in der Nachbarschaft zum Genusse der Landluft sich aufhaltenden Fürsten, einem bekannten Napoleonisten, gemacht hat. Ich sollte ihn begleiten, blieb aber zurück aus innerer Unruhe wegen des verlorenen Taschenbuchs, und um zu verhüten, daß es nicht in die Klauen des böswillig lauernenden Bedienten falle. Deshalb beschloß ich auch, gar nicht mehr auszugehen, bis ich wieder im Besitze meines Taschenbuchs sein würde.“

Eben wollte ich mich empfehlen, als die Gräfin auf dem Sofa zurück sank und in halb liegender Stellung einer leblosen Statue glich.

Ich erkannte sofort den Grund ihres Leidens — Starrsucht: Aufhebung des gegenseitigen Einflusses der Seele auf den Körper und des Kör-

pers auf die Seele, folglich Unempfindlichkeit gegen äußere Eindrücke und Unbeweglichkeit, dabei aber nicht krampfhafte Steifigkeit der Muskeln, sondern wächserne Biegsamkeit, so daß die Glieder jede Lage, die man ihnen gibt, annehmen und behalten; Selbstverharren des Leibes und der Seele in d. r. Lage, in welcher der Anfall sie findet, also des Körpers in derselben Stellung, der Seele in derselben Gedankenreihe, ja in denselben Worten; der innere Sinn in sich selbst zurückgezogen und versunken, ohne klares Bewußtsein, oft mit Träumen und Visionen; das organische Leben dabei ungestört; Dauer des Anfalles: Minuten, Stunden, ja Tage lang.

In dieser, wie in allen andern Krankheiten, gab ich immer dem Naturheilverfahren den Vorzug vor den Mitteln der Apotheke. Kalte Bäder, Luftgenuß, starke körperliche Bewegung und Thätigkeit sollten die Mittel sein, durch die ich die Gräfin zu heilen gedachte.

Plötzlich kam mir der Gedanke: ob ihre Krankheit nicht der Somnambulismus sei, mit dem die Starrsucht sehr nahe verwandt ist. Gerade jetzt war der Augenblick, mich von der Wahrheit dieses Gedankens zu überzeugen; ich konnte nicht hoffen, je wieder mit der Gräfin allein gelassen zu werden.

Ich magnetisirte sie, ein Verfahren, das ich auch schon häufig gegen Starrsucht angewendet hatte. Nach wenigen Strichen über Stirne und Schläfen

regte sie sich mit einem tiefen Seufzer. Es hatte gewirkt.

„Sehen Sie, Gräfin?“ fragte ich.

„Recht gut.“

„Können Sie sehen, wohin Sie wollen?“

„O ja!“

„Sind Sie im Stande, Personen an entfernten Orten aufzusuchen?“

„Nichts leichter.“

„Gehen Sie nach St. Cloud in Napoleons Arbeitszimmer. Ist er dort?“

„Ja; er lehnt sich mit der rechten Hand auf eine Ecke des Schreibtisches und spricht eben mit seinem Leibbarzte. . . Er beklagt sich über Schmerzen in den Lenden, und erzählt, daß er bei dem jüngsten Besuche des Königs von Belgien denselben einen Steincollega geheißten habe.“

Da ich wußte, daß Somnambülen auch Mittel gegen Krankheiten angeben, fragte ich sie:

„Durch welches Mittel könnte Napoleon von seinem Uebel geheilt werden?“

„Er soll das Pulver von der Wurzel der rothen Nesseln in warmem Weine einnehmen. Dieß wird nicht nur den Stein zermalmen, sondern auch allen Sand fortreiben. Ferner soll er gut gehopftes Bier statt des Weines trinken; schon dadurch allein haben Viele, die an Sichts- und Steinplage litten, ihre Gesundheit wieder erhalten.“

Ich hatte die Bestätigung, daß in solchen Fällen

die Somnambülen immer Volksarzneimittel anrathen, durch die bisweilen auffallende Heilungen erfolgen.

„Wird Kaiser Napoleon III. noch lange leben?“

Nach einigem scheinbaren Besinnen antwortete sie:

„Wie lange Napoleon noch leben wird, das weiß ich nicht, wohl aber, daß er 1868 nicht mehr auf dem Throne sitzt.“

„Wie so?“

„Meine Ansicht gründet sich auf die Berechnung der Regierungsdauer der Napoleoniden, welche Könige waren; nur Kaiser Napoleon I. machte eine Ausnahme von 2 Jahren; er wurde Kaiser 1804; die Zusammenzählung dieser Ziffern macht 13; er verlor den Thron 1815, was 15 macht, also 2 Jahre mehr.

„Dagegen traf diese Berechnung bei seinen Brüdern genau ein, und auch bei seinem Schwager, dem König Murat von Neapel.“

„Darf ich um näheren Nachweis bitten?“

„Joseph Napoleon wurde König von Neapel im Jahre 1806 = 15,
er hörte auf König zu sein 1814 = 14.

Ludwig Napoleon, der Vater Napoleon's III., wurde König von Holland im Jahre 1806 = 15,
verzichtete auf den Thron im Jahre 1810 = 10.

Hieronymus Napoleon wurde König von Westphalen im Jahre 1807 = 16,
er verlor den Thron im Jahre 1813 = 13.

Murat, Schwager Napoleon's I., wurde König von Neapel im Jahre . . . 1808 = 17, verlor Thron und Leben im Jahre . 1813 = 13.

Hieraus ist zu ersehen, daß die Regierungszeit von keinem dieser 4 Könige die Zifferzahl des Jahres der erhaltenen Königswürde überdauert hat."

"Ein seltsames Spiel des Zufalles!"

"Mir scheint es mehr Napoleonidenverhängniß als Zufall zu sein."

"Was sagt die Berechnung bei Napoleon III.?"

"Napoleon III. wurde Kaiser im Jahre 1852 = 16, jetzt, im Jahre 1865, betragen seine Regierungsjahre von 1852 bis 1865 13, er wird also noch regieren höchstens 3 Jahre, sohin im Jahre 1868 seine Herrschaft ein Ende nehmen, durch Thronentsagung, Thronentsetzung oder durch den Tod, wenn er nicht eine Ausnahme macht auf ein paar Jahre mehr, wie sein Oheim Kaiser Napoleon I., was mir aber, schon wegen seiner bedenklichen Krankheit, nicht wahrscheinlich dünkt."

Der Leib der Gräfin fing leise zu beben an, ein Zeichen, daß die Starrsucht zu schwinden beginne und ihr Erwachen nahe sei. Da sie zugleich mit einem Seufzer den Kopf zurücklegte, erkannte ich ihre Ermüdung. Ein paar Striche über Stirne und Schläfe stärkten und beruhigten sie, doch mußte ich ihr 3 bis 4 Minuten Ruhe gönnen, sohin jetzt aufhören, sie zu fragen.

Nun blieb mir kein Zweifel mehr, daß die Gräfin eine im höchsten und höchsten Grade heilsichtige Somnambüle sei, was weder sie selbst wußte, noch ihr Oheim, noch die Aerzte, bei denen sie bisher Hilfe gesucht hatte, wahrscheinlich weil unter diesen kein gewandter Magnetiseur sich mag befunden haben, der gewiß auf den Gedanken eines Versuches gerathen wäre.

Ich hatte früher schon Gelegenheit gehabt, bei Darstellungen reisender Magnetiseure und somnambüller Damen ein aufmerksam prüfender Zuschauer und Zuhörer zu sein, zwar Manches für sehr auffallend, das Ganze aber doch für eine auf Einverständnis, wie bei vielen Kunststücken der Taschenspieler, beruhende Geldspeculation gehalten. Diefz mag wohl in der Regel der Fall sein, ohne deßhalb seltene Ausnahmen auszuschließen, wie z. B. bei der berühmten Somnambüle Gabriele und ihrem Magnetiseur H., welche in Paris, London und New-York so ungeheures Aufsehen gemacht haben.

Meine eigene Ueberzeugung, daß es in so hohem Grade heilsichtige Somnambülen gebe, gewann ich erst durch die Gräfin, und ich fühlte ein unwiderstehliches Verlangen, durch weitere Fragen meine Ueberzeugung zu bestätigen. Mir hangte vor einer störenden Unterbrechung durch irgend einen Besuch, denn es war sehr ungewiß, ob ich jemals wieder eine so günstige Gelegenheit finden würde, in diesem ihrem Zustande Fragen an sie stellen zu können.

Mit solchen Gedanken füllte ich die kurze Pause ihrer Ruhe aus, und fragte sie:

„Wird der Sohn des Kaisers Napoleon III. sein Nachfolger auf dem französischen Throne sein?“

„Prinz Napoleon“, antwortete sie, „der Vetter des Kaisers, wird Prinz-Regent der Franzosen werden und seine Regentschaft noch am Todestage des Kaisers mit einer Proklamation der politischen Freiheit beginnen, mit der Anordnung einer directen Wahl zu einem freisinnigen Parlamente, das auch die Minister zu wählen habe, mit unbeschränkter Redefreiheit bei völlig freier Presse ohne Cautions, deren Richter bei Verletzungen der Gesetze nur die Schwurgerichte sein sollen.“

Sehr erstaunt fragte ich:

„Woher wissen Sie dieß?“

„Ich habe diese Proklamation so eben im Arbeitskabinette des Prinzen Napoleon im Palais Royal zu Paris gelesen. Sie liegt in seinem alterthümlichen Schreibschranke aus Palisanderholz mit Arabesken aus Perlmutter, in der zweiten Schublade rechts. Durch diese Proklamation wird der schlaue Prinz alle Bestrebungen des Grafen von Chambord und des Grafen von Paris, den Kaisertron der Franzosen zu besteigen, vereiteln.“

„Welche Wirkung wird diese Proklamation auf Deutschland ausüben?“

„Noch vor ihrem Erscheinen wird ein Krieg in Deutschland entstehen, von kurzer Dauer, verderblich für den Besiegten, für den Sieger verhäng-

niskvoll, nach dem Erscheinen jener Proklamation, deren heglückende Verheißungen ganz Deutschland auch für sich erfüllt zu sehen wünschen wird."

"Wann wird Deutschland zur Einheit gelangen?"

"Nie! Nicht einmal zur Eintracht."

(Kurze Pause.)

"Ah! Ich sehe zwei prachtvoll geschmückte Säрге langsam an mir vorüberschweben! Aus beiden werden große Veränderungen auferstehen."

"Was sehen Sie in der Nähe, in Ihrer Umgebung?"

"Sie, am Arme Ihrer jungen und wunderschönen Braut, die Sie vom Rande ihres frühen Grabes weggeholt haben."

Gerade diese ganz grundlose Aeußerung überzeugte mich, daß ihre Aussagen nur wirre Phantasiegebilde seien, und da der Leib der Gräfin wieder zu beben begann, hielt ich ihr Aufweden aus dem somnambülen Zustande für dringend; ein paar magnetische Striche genügten zu diesem Zwecke. Ich stand mit dem Hute in der Hand vor ihr, als sie erwachte, ohne ein Wort davon zu sagen, daß unsere frühere Unterredung durch ihren Anfall von Starrsucht sei unterbrochen worden.

"Sie wollen uns schon verlassen, Herr Professor?" sagte sie mit einer Unbefangenheit, als hätten wir bis zu diesem Augenblicke unser früheres Gespräch ohne Unterbrechung fortgesetzt.

„Zu dienen, Gräfin, ich muß noch einige unverschiebliche Gänge machen.“

„Kommen Sie ja bald wieder zu mir und vergessen Sie nicht, morgen meinen Onkel mit Ihrem mir versprochenen Besuche zu beehren!“

Ich schied mit der Zusicherung dieses Besuches, und war mit mir darüber einig, daß mein Verfahren zu ihrer Heilung sich nach der Kur der Nervenleidenden überhaupt zu richten habe.

Widersehen.

Ich fragte eben den Portier des Gasthofes nach der Wohnung des ersten Badearztes, Hofrath Dr. R., als Jemand hinter mir seine Hände auf meine Schultern legte mit den Worten:

„Das kann ich Dir am besten sagen, lieber Freund!“

Rasch wendete ich mich um: der Gesuchte stand vor mir, ein Universitätskamerad von mir.

„Ich habe erfahren, daß Du hier bist“, fuhr er nach einer herzlichen Umarmung fort, „und begab mich auf den Weg, Dich aufzusuchen, was mir jetzt sehr gut gelungen ist. Leider kann ich Dich in diesem Augenblicke nicht begleiten, da mich ein Patient hier im Gasthose ungeduldig erwartet, dennoch nehm' ich mir, freilich ärztlich gewissenlos, noch so viel Zeit, Dir zu sagen, daß Du Wohnung und gute Verpflegung in meinem Hause annehmen mußt. Ruhig! Keine Widerrede!“

„Laß mich nur zu Wort kommen, lieber Freund“, versetzte ich lachend, „um Dir sagen zu können, wie sehr es mich freue, Dich wieder zu sehen.“

„Redensarten! Glaub's! Aber ich möchte auf meinen Antrag eine bestimmte, wohlgemerkt! bejahende Antwort, der Du auszuweichen scheinst.“

„Keineswegs; die Wohnung bei Dir nehm' ich mit Vergnügen an, denn ich würde dann, was ich im Gasthose nicht erwarten kann, die erwünschte Ruhe finden, so lange Du nicht zu Hause bist, und dieß wird wohl immer der Fall sein, da alle hiesigen Patienten, was ich recht wohl weiß, immer nach Dir schreiben. Auch das Frühstück will ich bei Dir verzehren, aber vernünftigerweise kannst Du mir nicht zumuthen, an der Wirthstafel des Gasthauses Mittags und Abends zu fehlen, wo ich allerlei Geschöpfe sehen und beobachten werde zur Bereicherung meiner Menschenkenntniß.“

„Ich muß die Billigkeit dieses Wunsches anerkennen und erfüllen. Wenn Du aber dadurch mich vom Halse zu bringen hoffest, so bist Du in einem gewaltigen Irrthum; denn ich werde in den beiden kritischen Momenten des Speisens, Mittags und Abends, neben Dir sitzen, um, was ich bei Dir für dringend nöthig erachte, Deine Diät zu überwachen.“

„Oder umgekehrt!“

„In Folge dieser Gasthostafellkameradschaft muß ich freilich meine liebe Frau auf cinige Zeit sitzen lassen, was sie mir übrigens weniger übel nehmen

wird, als wenn ich sie vor der Heirath hätte sitzen lassen.“

Er lachte und ich mit ihm.

„Geh' indessen zu meiner Frau, und sag' ihr, daß Du von heute an ihr Zimmerherr seiest. Doch nein, sage nicht: ihr Zimmerherr, sondern mein Zimmerherr; merke Dir's, Professor, ein Ehemann kann nie sicher genug gehen.“

Der joviale Hofrath lachte wieder.

„Ich soll zu Deiner Frau gehen, und weiß nicht, wo ich sie finde!“

Er nannte mir die Straße und die Nummer seines Hauses, und fügte bei:

„Bleib dort, bis ich Dich zur Mittagstafel abhole! Ich muß jetzt zu meinem Patienten hinauf; er wäre sonst aus böshafter Ungeduld im Stande, noch früher zu sterben, als durch die Mixtur, die ich ihm verschreiben werde.“

Lachend, aber gravitatisch, wie es einem großen Arzte geziemt, schritt er die Treppe hinauf.

Zimmerherr und Hausfrau.

Im Hause des Hofrathes traf ich seine liebenswürdige Frau, erst seit 4 Monaten mit ihm vermählt. Als ich meinen Namen nannte, war sie sehr erfreut, einen Freund ihres Mannes persönlich kennen zu lernen, von dem er schon oft mit Begeisterung gesprochen habe. Sie führte mich durch

eine lange Reihe von Zimmern, um mir die Wahl freizustellen; 5 Gastzimmer, elegant meublirt, wurden mir gewiesen; ich wählte das einfachste in einer Ecke, das mir eine doppelte Aussicht auf die Straße bot.

„Haben Sie gefrühstückt?“ fragte mich die Dame.

„Nein, Frau Hofrätthin, ich hatte gar keine Zeit dazu.“

„Was wünschen Sie, Herr Professor? Kaffee, Schokolade oder Wein?“

„Ein Glas Wein und ein Stückchen Brod, wenn ich bitten darf.“

„Welche Sorte Wein?“

„Gleichviel!“

Sie schellte und sprach leise mit der eintretenden Zofe.

Die Frau deckte ein Tischlein, das vor dem Sofa stand, und bat mich, auf demselben Platz zu nehmen. Die Zofe brachte seinen Bordeaux, Schinken, gesulzte Forellen, Backwerk und weißes Brod.

„Frau Hofrätthin“, sagte ich lachend, „Sie haben zu diesem Frühstücke wahrscheinlich noch drei Hungerige eingeladen, die bis jetzt zu kommen verhindert waren, wie ich am Frühstücke.“

Lächelnd erwiderte sie:

„Besser zu viel, als zu wenig. Aber sagen Sie mir doch, Herr Professor, was Sie denn verhindert hat, zur rechten Zeit zu frühstücken?“

„Ein seltsames Abenteuer, das ich Ihnen mittheilen will.“

Ich erzählte nun die Geschichte mit dem gefundenen Taschenbuche und meine lange Unterredung

unter vier Augen mit der Gräfin bei der Uebringung desselben. Natürlich sprach ich kein Wort von dem Somnambulismus der Gräfin, von ihrer Magnetisirung und von ihren Aussagen in diesem Zustande, jedoch mit dem Bemerken, daß sie, nach meiner Meinung, an Starrsucht leide, zu deren Heilung eine lange Zeit nöthig sei.

Die Frau meines Freundes drohte mir lächelnd mit dem Finger und sagte:

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Professor! Ich warne Sie wohlmeinend, der schönen Gräfin nicht zu tief in die schönen Augen zu schauen, weil sich schon Manche in ihrer Nähe die Flügel versengt haben. Besonders sagt man dieß einem vielgenannten deutschen Diplomaten nach, dem Herrn v. B., der ihr im Bade zu Biarritz und in Paris in auffallender Weise die Cour gemacht haben soll, und die böse Welt behauptet sogar, daß sie von ihrem Onkel als diplomatische Circe benützt worden sei, um ein Bündniß zwischen einem deutschen Großstaate und Italien einzuleiten. Ein Legationssekretär, der als Tourist fünf Tage hier verweilte und den Gesandten, sowie dessen Nichte, die junge Gräfin, sehr gut kennt, vertraute dieß gesprächsweise meinem Manne, jedoch mit dem Ausdrucke seiner vollen Ueberzeugung, daß die junge, sehr verständige Gräfin den Lockungsauftrag ihres Oheims mit tadelloser Sittenreinheit und mit sehr gutem Erfolge vollzogen habe.“

Ich beachtete damals diese Mittheilung wenig,

weil ich sie für Salonklatsch hielt, später aber erhielten sie ihre vollständige Bestätigung, und sind jetzt zur Thatsache geworden.

„Soviel ich mich auf weibliche Herzen verstehe“, erwiderte ich, „und dieß ist eine schwere Kunst, in der kein Mann auslernt, muß ich meine Ueberzeugung bekennen, daß ich die junge Gräfin für tugendhaft halte.“

„Vollkommen einverstanden! Aber über einen andern Theil Ihrer Ansicht hab' ich noch ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken.“

„Wie so, meine liebe künftige Hausfrau?“

„Durch dieses Wort erinnern Sie mich daran, daß Sie schon längst selbst eine eigene Hausfrau haben sollten. Um nun auf den rechten Text zu kommen, frag' ich Sie, Herr Professor, was Sie denn zu der Behauptung berechtigt, daß es eine schwere Kunst sei, sich auf weibliche Herzen zu verstehen?“

„Meine Berechtigung liegt in meiner Erfahrung.“

„Sie müssen charmannte Erfahrungen gemacht haben, da Sie noch immer ein Hagestolz sind.“

„Ja, ein lederner Hagestolz, hast Recht, Kösschen!“ rief der Hofrath, die letzten Worte hörend, rasch eintretend, aus.

„Alle Teufel, was muß ich sehen! Da sitzt meine Frau ganz allein bei einem wildfremden Herrn, der zum ersten Male in mein Haus kommt, ganz vertraut im Zimmer, und, was über alle Kleider- und Stiefelordnung hinausgeht, tischt ihm auch noch Stärkungsmittel auf!“

„Er iszt und trinkt aber nicht!“

„Um so gefährlicher, um so verdächtiger! Bei Deinem Anblicke wird er seinen Appetit verloren haben, und zwar aus freudiger oder einer andern Aufregung. Fort zu Tische in den Gasthof, lieber Freund! Schau' meine Frau nicht so lange an! Eine andere Mutter hat auch ein schönes Töchterchen.“

Wir lachten alle Drei, und wir zwei Freunde wanderten plaudernd nach dem Gasthose.

Die Traubenkönigin.

Mit dem Hofrathe stand ich in einer Fenstervertiefung und betrachtete die eintretenden Gäste, welche durch den gebieterischen Klang der Gasthofglocke herbeigeläutet worden waren, wie die zahmen Damhirsche in einem eingefriedeten Thiergarten zur Fütterung.

„Kennst Du die Traubenkönigin schon?“ fragte mich mein Freund ganz ernsthaft.

„Diesen Namen hab' ich nie gehört. Wo ist sie?“

„Schon seit 14 Tagen hier im Gasthose.“

„Ich bin ja erst gestern Abends gekommen.“

„Ja so!“

„Wer ist sie?“

„Die einzige Tochter ihres Vaters, des reichsten Weinbergbesizers den ganzen Rhein hinunter, dessen Vermögen auf mehr als eine halbe Million geschätzt

wird, weshalb er der Weinkönig genannt wird. Vermuthlich hat er, als gewissenhafter Weinhändler seine feurigen Weine zu oft gekostet und dadurch das Zipperlein bekommen, das er seit drei Jahren jährlich, von seinem Herzenstochterlein *Mina* begleitet, zur hiesigen Heilquelle führt. Sie ist jetzt 19 Jahre alt.“

„Und noch nicht verheirathet?“

„Nein.“

„Warum?“

„Weil sie so abschreckend häßlich ist, daß es keine Vogelscheuche mit ihr aufnehmen kann, und es wundert mich wirklich, daß die Gäste gegen ihre Anwesenheit an der Tafel noch nicht protestirt haben, da bei ihrem Anblicke dem Hungerigsten aller Appetit abhanden kommen muß.“

„Wie heißt dieser Weinkönig, der glückliche Vater der Traubenkönigin?“

„Theodor von Helm; „von“ deshalb, weil ihn ein regierender Fürst, dem er die theuersten Weine zu den billigsten Preisen liefert, in den Adelsstand seines Reiches erhoben hat, das so groß ist, daß man auf dem Wege von der Residenz bis an die Grenze eine dort angezündete Havana-Cigarre aus Pfälzertabakblättern gar nicht ausrauchen kann.“

„Freund, Du bist schrecklich in Deinen Worten!“

„Aber wahr! Um der Wahrheit zu huldigen, muß ich hinzufügen, daß sie Geist, Bildung und Gemüthlichkeit in einem bewunderungswürdigen Grade besitzt, und wenn Du mit geschlossenen Augen,

um vom Anblicke ihres Medusenhauptes nicht sofort versteinert zu werden, mit ihr Dich unterhalten willst, so droht Dir sogar die Möglichkeit, Dich in sie zu verlieben."

"Bedanke mich schönstens! Uebrigens bin ich gefaßt genug, ihren Anblick ertragen zu können."

"Ach, daran zweifle ich nicht! Da kommt sie! Die ist's! Armer Freund!"

Ich war wirklich sofort wie versteinert! Eine Gestalt, wie die Göttin Juno; üppige Formen, eine Fülle der schönsten blonden Haare, bezaubernde blaue Augen, Wangen von zartem Rosenroth, Zähne, wie man sie häufig in Romanen, selten im Leben findet. „Der Teufel soll den Hofrath holen!“ war mein erster Gedanke! Er stellte mich ihr und ihrem Vater, der sich auf ihre linke Hand stützte, als eine hagestolze, weitberühmte ärztliche Notabilität vor, und war böshaft genug, sich auf mein Zeugniß zu berufen, daß er sie mir bereits in ihrer unvergleichlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit geschildert habe, was ich mit dem Zusatz bestätigte, daß seine begeisterte Schilderung weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sei.

An der Tafel saß ich zwischen diesem Engel und ihrem Vater, der mich oft in der besten Unterhaltung störte durch Bedenken und Fragen hinsichtlich seines Verhaltens bei dem Fußcatarrh, (!) an dem er leide. Ich rieth ihm, zum Tischwein nur Moseler-Bisporter zu trinken, der nicht erhize, nie einen andern, mit Ausnahme einer halben Flasche Cham-

pogner täglich. Noch in späterer Zeit dankte er mir für meinen guten Rath, dessen pünktliche Befolgung ihm die wesentlichsten besten Dienste geleistet habe. Unverkennbar hatte ich einen tiefen Eindruck auf seine Tochter gemacht, und ich erinnerte mich an die Worte meines Vaters: „Wenn die Rechte kommt!“ Die Traubenkönigin schien mir die Rechte — ich war total in sie verliebt!

Wir saßen noch lange bei einem Kaffeequartett beisammen, als alle Gäste sich schon entfernt hatten. Scheidend reichte Mina mir ihre schöne Hand; ich blickte tief in ihre Augen, als ich plötzlich ein krampfhaftes Zusammenziehen meines Herzens spürte, das zwar nur eine Sekunde lang währte, aber als der fünfte Fall, den ich erlebte, mit dem tiefsten Kummer mich erfüllte, so daß ich der größten Selbstbeherrschung bedurfte, um nichts davon merken zu lassen.

Als wir allein waren, sagte mein Freund neckend:

„Mein Gott, lieber Professor, Du siehst so blaß aus, wie Luise in „Kabale und Liebe“! Ist die schöne Traubenkönigin daran Schuld, Deine Braut?“

„Meine Braut? Ich sage Dir, daß diese Braut dem Tode näher steht, als dem Leben.“

„Oho! Wenn ich ein Maler wäre und die Göttin der Gesundheit malen wollte, würde ich sie bitten, mein Modell zu sein.“

Ich antwortete nicht.

„Die Sache ist sehr einfach: Du bist nicht bloß verliebt, sondern auch verrückt.“

— Auf meinen Vorschlag machten wir einen kurzen Ausflug auf der Eisenbahn.

Ein Besuch.

Am andern Tage machte ich zur bestimmten Stunde dem Herrn Grafen L. meinen Besuch, und fand bei ihm die schmeichelhafteste Aufnahme. Er führte die Conversation in französischer Sprache mit einer Gewandtheit, daß er bald wußte, was er von mir zu wissen wünschte, und was er von mir zu halten habe; auch schien es ihn ganz besonders zu befriedigen, daß ich Rheinpreuße und Katholik sei. Nach beendigter Unterhaltung führte er mich in den anstoßenden Salon und stellte mich seiner Gemahlin vor, einer stattlichen Dame von etwa 40 Jahren; der Graf selbst mochte wohl 50 zählen. Hier traf ich auch seine Nichte, die junge Gräfin, welche mir auf's Freundlichste entgegen kam und mich ihrer Tante vorstellte. Der Graf verabschiedete sich bald, und ließ mich allein bei den beiden Damen. Obwohl ich über die Krankheit der jungen Gräfin mit mir bereits im Reinen war, so begann ich doch mit ärztlichen Ausfragen, und endete mit der tröstenden Zusicherung der Wiedergenesung in Zeit von 6 bis 8 Wochen, worüber die beiden Damen höchst erfreut waren. Nach vorläufiger Anordnung der streng

einzuhaltenen Diät versprach ich, täglich so oft zu kommen, als nöthig, und empfahl mich.

Die Rechte ist gekommen.

An der Wirthstafel saß der Hofrath nicht neben mir, und die Plätze des Herrn von Helm und seiner schönen Tochter waren unbesezt. Ich fragte den Kellner nach der Ursache, der mir leise antwortete, daß Fräulein von Helm heute in der ersten Morgenstunde bedeutend erkrankt sei und der Herr Hofrath und noch zwei Aerzte sich bei ihr befinden. Gleich darauf wurde ich hinausgeholt. Mein Freund, der Hofrath, erwartete mich mit bestürzter Miene.

„Unglücksprophet“, sagte er, „sie ist schwer erkrankt, sehr bedenklich — Typhus — weiß nicht, ob — die andern zwei Aerzte haben sie schon aufgegeben, und ich — ich muß ihnen beistimmen. Ein so rapider Verlauf ist mir in der Praxis noch nie vorgekommen. Gehe doch mit mir hinaus! Du kannst sie doch nicht sterben lassen, ohne einen Versuch zu machen, sie zu retten. Ihr Vater läßt Dich dringend um Deinen Beistand bitten.“

Im Corridor kam mir Helm entgegen, schluchzend und die Hände ringend.

„Herr Professor“, sagte er, „ich geb' Ihnen hunderttausend Gulden, wenn Sie meine liebe Tochter, meine liebe Mina retten!“

„Nicht einmal die Taxe nehme ich von Ihnen an, viel weniger noch Ihren angebotenen Preis!“

Ich fühlte der Kranken den Puls — äußerste Gefahr!

„Da kann nur noch das Wasser helfen, keine Arznei!“ sagte ich zu meinem Freunde in lateinischer Sprache, und ordnete sofort an:

„Schnell 4 kräftige Hausmägde, 2 Badewannen, frisches Brunnenwasser in Spitzkrügen, 6 große Leintücher, 6 Servietten, und immer Wasser, Wasser, aber nur schnell!“

Mein Freund und Helm eilten fort, achselzuckend schlichen ihnen die zwei Aerzte nach. Alles Verlangte war wie durch einen Zauberschlag da. Augenblicklich begann die Wassertur, und ich überließ dem hierüber entsetzten Vater unter dem Beistand der Mägde aus Schicklichkeit die eigentliche Handhabung, die genau nach meinem Commando geschah. Fünf Tage und Nächte verließ ich das Vorzimmer der Patientin nicht, das ihr Vater und ich bewohnten. Am siebenten Tage fuhr sie mit uns Beiden im warmen Sonnenschein spaziren, und am zwölften Tage saß sie wieder, gleich einer blühenden Rose, wie zuvor, neben ihrem Vater an der Wirthstafel, dem Hofrathe und mir gegenüber.

Die Prophezeihung der jungen Gräfin war eingetroffen! Nach der Heimkehr sagte Herr v. Helm zu mir:

„Herr Professor, ich danke Ihnen für die glückliche Rettung meiner geliebten Tochter. Sie lehnnten die ärztliche Taxe und den verheißenen Preis ab; nur bitte ich Sie, doch die Herzens tax e eines

nicht überschreiten. Das Bewegungsjahr 1848, welches Frankreich mit dem kurzen Traume einer Republik beimsuchte, hat den Bundestag verdrängt und an die Stelle desselben kam die Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, eine doctrinäre Professorenwirthschaft, die nichts Besseres an die Stelle des Bundestages zu setzen wußte. Das Beste, was die Nationalversammlung zu Stande brachte, war, daß sie Ihren Bruder, Sire, König Friedrich Wilhelm IV., zum deutschen Kaiser wählte."

Wilhelm. „Ja, mit einer Majorität von 4 Stimmen!"

Napoleon. „Und doch eine Majorität, die über große Schwierigkeiten siegte. Die Zeiten haben sich seitdem geändert, Sire; beachten Sie die allgemeine Meinung, wirken Sie mit allen Ihren Kräften dahin, daß der Bundestag eine Volksvertretung erhalte, und eine direkte Wahl seiner Mitglieder in allen deutschen Staaten vorgenommen werde. Ist dieß geschehen, dann wäre die rechte Zeit gekommen zu einem Aufrufe an alle Deutschen zur direkten Wahl eines mächtigen deutschen Kaisers, und ich bin fest überzeugt, Sie Sire, sodann als deutschen Kaiser begrüßen zu können, und gerne erbötig, mit allen meinen Kräften dazu mitzuwirken."

Wilhelm. „Sire, ich bin König von Preußen von Gottes Gnaden, und sollte deutscher Kaiser durch Volkswahl werden?"

Napoleon. „Warum nicht, Sire? Ich bin

ja auch Kaiser der Franzosen durch Volkswahl, und darum nicht minder mächtig, ja vielmehr mächtiger, als die Könige aus dem Hause der Bourbonen, die vor meiner Dynastie auf dem Throne von Frankreich von Gottes Gnaden saßen, und von denen seit 68 Jahren ein König Thron und Leben, und zwei Könige ihre Throne verloren."

Wilhelm. „Auch Ihre eigene Dynastie, Sire, ist von einem solchen Schicksale nicht frei geblieben.“

Napoleon. „Allerdings; wenn ein solches Loos Napoleon I. treffen konnte, wach' ein anderer Fürst möchte überzeugt sein, daß die Krone auf seinem Haupte nie wanken könne?“

Wilhelm. „Welche Vortheile würden Sie für Frankreich erwarten, Sire, wenn ich deutscher Kaiser wäre?“

Napoleon. „Die Rheingrenze, Sire.“

Wilhelm. „Dazu wird Deutschland nie einwilligen.“

Napoleon. „Sire, die Rheingrenze ist für Frankreich eine Nothwendigkeit, und alles Nothwendige geschieht, in der Politik wie in der Natur. Ich wünsche die Rheingrenze nicht als Geschenk, und würde Deutschland dafür eine Gebietsentschädigung geben, deren überwiegender Werth es gewiß zu würdigen wissen würde.“

Wilhelm. „Welche Gebiete würden Sie dazu bestimmen, Preußen für seine Rheinprovinzen zu entschädigen, Sire?“

Napoleon. „Schleswig-Holstein, Lauen-

burg, und was noch dazu gehört, um Preußen zufrieden zu stellen, das ich gerne als eine wirkliche, nicht blos als eine militärische Großmacht, auftreten sähe, wie sie einem deutschen Kaiser geziemt."

Wilhelm. „Ohne Krieg, Sire?“

Napoleon. „Ohne Krieg.“

Wilhelm. „Eine große Idee, Sire! Und wie soll Bayern für den Verlust der Pfalz entschädigt werden?“

Napoleon. „Durch Borarlberg, Tirol, Salzburg und das fruchtbare Innviertel, schon früher Besitzungen Bayerns, und eine weitere reiche Entschädigung für ihre isolirte Rheinprovinz, die ohnehin dem ersten Anpralle meiner sieggewohnten Heere nicht widerstehen könnte.“

Wilhelm. Und Sie zählen auf die gutwillige Zustimmung Oesterreichs, Sire?“

Napoleon. „Ja, Sire. Sollte ich mich aber täuschen, so muß es mit dem Schwerte dazu gezwungen werden. Oesterreich muß einsehen, daß es zu einer deutschen Großmacht nicht geeignet ist, und zwar wegen seiner nichtdeutschen und alles Deutsche hässenden Bestandtheile; als außerdeutsche Großmacht jedoch wird Oesterreich eine respectable Macht bilden.“

Wilhelm. „Sie glauben, Sire, daß Oesterreich sich aus Deutschland werde ausschließen lassen?“

Napoleon. „Alles ist möglich, Sire, und diese Ausschließung zum Vortheile Preußens sogar

nothwendig; ist sie vollzogen, dann wird die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte des Königs von Preußen feststehen. Dieß soll jedoch bald geschehen, denn Oesterreich wird, aufgehetzt durch die Camarilla im Bunde mit den Ultramon-tanen, in kurzer Zeit zu einer furchtbaren Riesen-stärke anschwellen, selbst nicht ohne Gefahr für das Gleichgewicht von Europa."

Wilhelm. "Wer soll, wer kann dieß ver-hindern, Sire?"

Napoleon. "Ich, Sire, im festen Bunde mit Ihnen. Wir dürfen in unserem gegenseitigen Interesse Oesterreich nicht sich consolidiren lassen. Zu diesem Zwecke hab' ich durch meine gewandten Emissäre die bis zur Blindheit hochmüthigen Ma-gyaren aufstacheln lassen, und die Folgen werden nicht ausbleiben. Nach Erschöpfung des passiven Widerstandes werden sie zu den Waffen greifen, und andere Völker slavischer Sprache zu Bundesgenossen haben. Oesterreich wird sie durch Waffengewalt bezwingen, aber dann in seinen eigenen Eingeweiden wüthen. Dieß wird dann der günstige Augenblick sein, dem finanziell bedrängten Oesterreich seine letzten Besitzungen in Italien zu einem billigen Preise abzukaufen oder sie mit dem Schwerte zu er-obern, wie die Lombardei, weil es gezwungen sein wird, das bewachende Heer zurückzuziehen, oder we-nigstens bedeutend zu schwächen. Dann erst kann ich mein gegebenes Wort lösen: Italien bis zur Adria frei zu machen."

Waters anzunehmen. Mina, reiche dem Herrn Professor, Deinem Lebensretter, Deine Hand — für immer — wenn es ihm beliebt!“

Wer war glücklicher, als ich! Ein Telegramm flog sofort nach Hause mit den einfachen Worten: „Die Rechte ist gekommen!“

Nach ein Blick in die Zukunft.

Ueberzeugt, daß mit der fortschreitenden Heilung der jungen Gräfin ihre Heilsüchtigkeit abnehmen und zuletzt aufhören werde, benützte ich noch einen Tag vor dem Beginne der Kur eine günstige Gelegenheit zum letzten magnetischen Verfahren, und gruppire hier in Kürze ihre Aussagen.

„Vieljährige schwere Zeiten werden über Deutschland kommen, ein großer Umschwung der bestehenden Verhältnisse in manchen Staaten, und Herr v. B. wird noch erleben, daß ein gewaltiger Windstoß alle seine Kartenhäuser umstürzt, weil sie nicht auf der Tafel des Rechtes aufgestellt sind. Wenn eine andere Großmacht ihr Herrschersystem nicht völlig ändert, fällt sie in Trümmer. Aehnlich der nordamerikanischen Verfassung sollte es in Deutschland Föderativstaaten geben, jeder unabhängig in seinen eigenen Angelegenheiten, aber Alle ohne Unterschied im Gesamtinteresse Deutschlands gehorsam sein einem deutschen Parlamente mit eigener, gesicherter Exekutivgewalt, ohne weitere Führung oder

Spitze. Mißlingt dieses letzte Mittel, die Einheit zu erzielen, dann wird zur Lösung dieser Aufgabe die Revolution heranstürmen.“

Nach fünf Wochen war die junge Gräfin von der Starrsucht vollkommen geheilt, aber auch jede Spur des Hellschens verschwunden. Eines Tages zog sie aus einer Chatulle ein Manuscript und sagte zu mir:

„Nehmen Sie dieses Manuscript mit nach Hause, lesen Sie es und geben Sie es mir dann wieder zurück! Herr v. B. hat es eigenhändig geschrieben, in Paris im Vorzimmer meines Onkels bei dem raschen Ausziehen seines Mantels verloren, und durch meine Zofe gefunden, die hinter ihm eintrat, kam es in meine Hände. Ich habe es selbst meinem Onkel nicht gezeigt. Sie werden darin das Gespräch Napoleon's III. mit König Wilhelm I. von Preußen zu Compiègne am 7. Oktober 1861 finden, und sich überzeugen, daß die dort verabredeten Pläne seitdem theils schon ausgeführt, theils in der Ausführung begriffen sind, und was Oesterreich von Frankreich zu hoffen habe.“

Noch in der nämlichen Nacht übersezte ich das französische Geschriebene, und gab es am andern Tage der jungen Gräfin zurück, mit der ich lange über den Inhalt sprach, den ich so interessant gefunden habe, daß er meinen geehrten Lesern hier mitgetheilt zu werden verdient.

Unterredung zwischen Kaiser Napoleon III. und König Wilhelm I. von Preußen zu Compiègne am 7. Oktober 1861.

Napoleon. „Sie haben durch Ihren freundlichen Gegenbesuch Frankreich eine große Ehre erwiesen, Sire, und zugleich meinen Lieblingswunsch erfüllt, wofür ich Ihnen aufrichtig danke.“

Wilhelm. „Sie legen einen allzu großen Werth auf meinen Besuch, Sire.“

Napoleon. „Allerdings den größten Werth, Sire; denn ich hoffe, daß unsere Unterredung die geeigneten Mittel anbahnen möge, die fieberhafte Aufregung in manchen Staaten zu beschwichtigen. Was ich mit endlosem Notentwessel nicht zu Stande bringen kann, hoffe ich im unmittelbaren Benehmen mit dem Könige des größten deutschen Staates zu erreichen.“

Wilhelm. „Darf ich um nähere Erklärung bitten, Sire?“

Napoleon. „Offen zu gestehen, Sire, ich wünsche Ihre Mitwirkung, um ein ganzes, Achtung gebietendes Deutschland sich gestalten zu sehen, welches die Einsicht, Macht und Energie besäße, seinen Vortheil einzusehen, und diesem gemäß zu handeln.“

Wilhelm. „Was könnte ich dazu beitragen, Sire?“

Napoleon. „Nun! Stellen Sie sich an die

Spitze der bisher unvereinigten Staaten Deutschlands, werden Sie deutscher Kaiser!"

Wilhelm. „Wenn die deutschen Fürsten mir diese Würde anböten, dann könnte ich wohl veranlaßt werden, einen solchen Antrag in Erwägung zu ziehen.“

Napoleon. „Die deutschen Fürsten! Ach, Sire, das kann nicht Ihr Ernst sein! Die deutschen Fürsten in ihrer Unabhängigkeit werden sich wohl hüten, abhängig zu werden, indem sie sich einen Kaiser wählen.“

Wilhelm. „Ich wüßte kein anderes Mittel, Sire, ohne bestehende Rechte zu verletzen.“

Napoleon. „Rechte verletzen? Dieß geschieht täglich im Privatleben und darf bei der höhern Politik nicht beachtet werden, wenn ein großer Zweck, das Wohl des Ganzen, erreicht werden soll.“

Wilhelm. Ich darf nie vergessen, daß ich ein deutscher Fürst und Mitglied des deutschen Bundes bin.“

Napoleon. „Der deutsche Bund! Er ist ein Verein von Gesandten deutscher Fürsten, deren Willen sie einander mittheilen, und wenn alle jene Herren Gesandten in einer wichtigen Angelegenheit Ja sagen, und ein Einziger Nein sagt, so kommt nichts zu Stande. Man hat dem deutschen Bunde schon häufig große Vorwürfe gemacht, daß er nichts Großes leiste, aber, wie mir scheint, mit Unrecht; denn der deutsche Bund durfte und darf die ihm durch seine Einrichtungen gezogenen Schranken

nicht überschreiten. Das Bewegungsjahr 1848, welches Frankreich mit dem kurzen Traume einer Republik heimsuchte, hat den Bundestag verdrängt und an die Stelle desselben kam die Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, eine doctrinäre Professorenwirthschaft, die nichts Besseres an die Stelle des Bundestages zu setzen wußte. Das Beste, was die Nationalversammlung zu Stande brachte, war, daß sie Ihren Bruder, Sire, König Friedrich Wilhelm IV., zum deutschen Kaiser wählte."

Wilhelm. „Ja, mit einer Majorität von 4 Stimmen!“

Napoleon. „Und doch eine Majorität, die über große Schwierigkeiten siegte. Die Zeiten haben sich seitdem geändert, Sire; beachten Sie die allgemeine Meinung, wirken Sie mit allen Ihren Kräften dahin, daß der Bundestag eine Volksvertretung erhalte, und eine direkte Wahl seiner Mitglieder in allen deutschen Staaten vorgenommen werde. Ist dieß geschehen, dann wäre die rechte Zeit gekommen zu einem Aufrufe an alle Deutschen zur direkten Wahl eines mächtigen deutschen Kaisers, und ich bin fest überzeugt, Sie Sire, sodann als deutschen Kaiser begrüßen zu können, und gerne erbötig, mit allen meinen Kräften dazu mitzuwirken.“

Wilhelm. „Sire, ich bin König von Preußen von Gottes Gnaden, und sollte deutscher Kaiser durch Volkswahl werden?“

Napoleon. „Warum nicht, Sire? Ich bin

ja auch Kaiser der Franzosen durch Volkswahl, und darum nicht minder mächtig, ja vielmehr mächtiger, als die Könige aus dem Hause der Bourbonen, die vor meiner Dynastie auf dem Throne von Frankreich von Gottes Gnaden saßen, und von denen seit 68 Jahren ein König Thron und Leben, und zwei Könige ihre Throne verloren.“

Wilhelm. „Auch Ihre eigene Dynastie, Sire, ist von einem solchen Schicksale nicht frei geblieben.“

Napoleon. „Aberdings; wenn ein solches Loos Napoleon I. treffen konnte, wach' ein anderer Fürst möchte überzeugt sein, daß die Krone auf seinem Haupte nie wanken könne?“

Wilhelm. „Welche Vortheile würden Sie für Frankreich erwarten, Sire, wenn ich deutscher Kaiser wäre?“

Napoleon. „Die Rheingrenze, Sire.“

Wilhelm. „Dazu wird Deutschland nie einwilligen.“

Napoleon. „Sire, die Rheingrenze ist für Frankreich eine Nothwendigkeit, und alles Nothwendige geschieht, in der Politik wie in der Natur. Ich wünsche die Rheingrenze nicht als Geschenk, und würde Deutschland dafür eine Gebietsentschädigung geben, deren überwiegender Werth es gewiß zu würdigen wissen würde.“

Wilhelm. „Welche Gebiete würden Sie dazu bestimmen, Preußen für seine Rheinprovinzen zu entschädigen, Sire?“

Napoleon. „Schleswig-Holstein, Laucn-

burg, und was noch dazu gehört, um Preußen zufrieden zu stellen, das ich gerne als eine wirkliche, nicht bloß als eine militärische Großmacht, auftreten sehe, wie sie einem deutschen Kaiser geziemt."

Wilhelm. "Ohne Krieg, Sire?"

Napoleon. "Ohne Krieg."

Wilhelm. "Eine große Idee, Sire! Und wie soll Bayern für den Verlust der Pfalz entschädigt werden?"

Napoleon. "Durch Borsarlberg, Tirol, Salzburg und das fruchtbare Innviertel, schon früher Besitzungen Bayerns, und eine weitere reiche Entschädigung für ihre isolirte Rheinprovinz, die ohnehin dem ersten Anpralle meiner sieggewohnten Heere nicht widerstehen könnte."

Wilhelm. Und Sie zählen auf die gutwillige Zustimmung Oesterreichs, Sire?"

Napoleon. "Ja, Sire. Sollte ich mich aber täuschen, so muß es mit dem Schwerte dazu gezwungen werden. Oesterreich muß einsehen, daß es zu einer deutschen Großmacht nicht geeignet ist, und zwar wegen seiner nichtdeutschen und alles Deutsche haffenden Bestandtheile; als außerdeutsche Großmacht jedoch wird Oesterreich eine respektable Macht bilden."

Wilhelm. "Sie glauben, Sire, daß Oesterreich sich aus Deutschland werde ausschließen lassen?"

Napoleon. "Alles ist möglich, Sire, und diese Ausschließung zum Vortheile Preußens sogar

nothwendig; ist sie vollzogen, dann wird die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte des Königs von Preußen feststehen. Dieß soll jedoch bald geschehen, denn Oesterreich wird, aufgehebt durch die Camarilla im Bunde mit den Ultramontanen, in kurzer Zeit zu einer furchtbaren Riesenstärke anschwellen, selbst nicht ohne Gefahr für das Gleichgewicht von Europa."

Wilhelm. „Wer soll, wer kann dieß verhindern, Sire?"

Napoleon. „Ich, Sire, im festen Bunde mit Ihnen. Wir dürfen in unserem gegenseitigen Interesse Oesterreich nicht sich consolidiren lassen. Zu diesem Zwecke hab' ich durch meine gewandten Emissäre die bis zur Blindheit hochmüthigen Magyaren aufstacheln lassen, und die Folgen werden nicht ausbleiben. Nach Erschöpfung des passiven Widerstandes werden sie zu den Waffen greifen, und andere Völker slavischer Sprache zu Bundesgenossen haben. Oesterreich wird sie durch Waffengewalt bezwingen, aber dann in seinen eigenen Eingeweiden wüthen. Dieß wird dann der günstige Augenblick sein, dem finanziell bedrängten Oesterreich seine letzten Besitzungen in Italien zu einem billigen Preise abzukaufen oder sie mit dem Schwerte zu erobern, wie die Lombardei, weil es gezwungen sein wird, das bewachende Heer zurückzuziehen, oder wenigstens bedeutend zu schwächen. Dann erst kann ich mein gegebenes Wort lösen: Italien bis zur Adria frei zu machen."

Wilhelm. „Rühne Ideen, Sire! Würden in einem solchen Falle nicht die süddeutschen Staaten Oesterreich beistehen?“

Napoleon. „Wenn auch, so können wir schon dafür sorgen, daß sie möglichst passiv bleiben.“

Wilhelm. Preußen blieb 1859 neutral, Sire, weil keine reindeutschen Interessen bedroht waren. Es wollte die deutschen Staaten vor einem blutigen Kriege von unabsehbarer Dauer bewahren, und sie und sich selbst in ungeschwächter Kraft für kommende Ereignisse erhalten.“

Napoleon. „Dieß war ein weiser Entschluß, Sire, und Ihr hochherziges Gemüth ist erhaben über endlose feindliche Angriffe in der Presse. Daß Gott mit Ihnen ist, Sire, hat er durch Ihre glückliche Errettung geoffenbaret, als im vorigen Monate ein Fanatiker der Deutschthümelei Sie ermorden wollte. Der Himmel selbst scheint dadurch Sie als den deutschen Fürsten bezeichnet zu haben, Sire, der sein Haupt mit der Kaiserkrone schmücken soll, wozu ich Ihnen meine Bereitwilligkeit zur thätigsten Mitwirkung wiederholt anbiete.“

Wilhelm. „Sie sind sehr gütig, Sire. Doch worin würde Ihre Mitwirkung bestehen?“

Napoleon. „Sie könnte zunächst angebahnt und eingeleitet werden durch den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Deutschland und Frankreich, der bereits begonnen hat, aber nicht recht vorwärts gehen will. Ein Handelsvertrag bleibt immer ein Freundschaftsband zwischen den

dabei betheiligten Ländern, und würde eine, verläufig geheime, Allianz, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Frankreich erleichtern, natürlich nur für reindeutsche Interessen."

Wilhelm. "In diesem Falle schiene mir eine Allianz zwischen dem deutschen Bunde, als dem Centralorgan der deutschen Fürsten, und zwischen Frankreich noch zweckförderlicher, Sire?"

Napoleon. "Wenn Preußen, Deutschlands mächtigster Staat, mit dem Beispiele der Allianz verangeht, Sire, dann werden die kleineren Länder sich von dem Beitritte nicht ausschließen können."

Wilhelm. "Sire, ich bewundere Ihren beweglichen Geist, den Sie von Ihrem großen Oheim mögen geerbt haben. Auf welche Weise gedenken Sie aber die schwierige Aufgabe hinsichtlich des Papstes zu lösen, Sire?"

Napoleon. "Lord R. drängt mich unaufhörlich, rücksichtslos gegen ihn einzuschreiten. Dieß kann ich nicht thun, ohne zur Gefährdung meines Thrones und sogar meines Lebens alle Katholiken Frankreichs und der ganzen Christenheit in ihrem Gewissen auf's Tiefste zu verletzen und gegen mich aufzustacheln, was Lord R. vielleicht zu bezwecken strebt. Der Papst soll freiwillig auf seine weltliche Herrschaft und seinen Sitz in Rom verzichten; auf die Engelsburg und die Peterkirche in Rom beschränkt, würde jeder Blick auf die verlorene Stadt hinunter sein Herz immer mit neuem Erame erfüllen. Der Sitz des Papstes war auch

nicht immer in Rom. Will er in Frankreich seinen Aufenthalt wählen als geistlich.s Oberhaupt der katholischen Kirche, so wird er überall mit Jubel aufgenommen werden."

Wilhelm. "Ich glaube nicht, Sire, daß Papst Pius IX. freiwillig verzichten wird."

Napoleon. "Auch ich zweifle daran, Sire; aber Pius IX. ist nicht unsterblich; vielleicht sind seine irdischen Tage schon gezählt, und bei der neuen Wahl kann sich wohl ein Candidat für den päpstlichen Stuhl finden, der vor der ihm verbürgten Wahl die verlangte Verzichtleistung unterzeichnet, und zwar mit dem bis zu seiner erfolgten Wahl offenen gelassenen Datum. Daß er zum Papste gewählt werde, kann ich wohl bewirken."

Wilhelm. "Sire, Sie sind sehr sinnreich in Ihren Hilfsmitteln."

Napoleon. "Die Lösung meiner Aufgabe würde mir durch die Anerkennung des Königreiches Italien von Seite Preußens sehr erleichtert werden, wozu der erste Schritt schon dadurch gethan ist, daß sich der preussische Gesandte am Hofe zu Turin befindet, und mit demselben in officiellern Verkehr steht. Sie würden mir dadurch eine große und dankenswerthe Gefälligkeit erzeigen, Sire."

Wilhelm. "Die mögliche Erfüllung dieses Wunsches, Sire, dürfte Schwierigkeiten haben, und ich gedenke, die Ansicht meines neuen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Bismarck, hierüber ungesäumt zu vernehmen und zu würdigen."

Napoleon. „Zu dieser Wahl, Sire, gratulire ich Ihnen; denn Baron Bismarck ist einer der klügsten und energischsten Staatsmänner Deutschlands, und mit ihm werden Sie die besprochenen Pläne am besten durchführen.“

Wilhelm. „Hoffen wir, Sire, daß günstige Verhältnisse die großen Anstrengungen mit Erfolg krönen werden!“

Napoleon. „Gott gebe es! Ich bitte, Sire, mir noch freimüthig alle Ihre Wünsche zu eröffnen, zu deren Erfüllung ich beizutragen vermag.“

Wilhelm. „Sehr gütig, Sire, ich danke für Ihren guten Willen; in diesem Augenblicke heg' ich keinen andern Wunsch mehr, als daß es Deutschland vergönnt bleiben möge, mit Frankreich immer in friedlichen Beziehungen leben zu können.“

Napoleon. „Sire, Sie sind dem Ausdrucke meines eigenen, innigsten Wunsches zuvorgekommen, dem ich noch die zuversichtliche Hoffnung beifüge auf Ihren mächtigen Beistand, wenn auch nur durch Neutralitätserklärung, im Falle eines mir aufgedrungenen Krieges, insoferne ich dabei kein deutsches Gebiet angreife.“

Wilhelm. „Empfangen Sie, Sire, meine auf-richtige Versicherung, daß ich in dankbarer Anerkennung der vertraulichen Eröffnungen, mit denen Sie mich beehrt haben, immer zur Erfüllung Ihrer Wünsche bereit sein werde, sobald ich es als deutscher Fürst im wohlwollenden Interesse Preußens

und des gesammten Deutschland, und ohne Verletzung irgend einer meiner heiligen Pflichten, zu thun im Stande bin."

Der Graf, seine Gemahlin und ihre Nichte, die junge Gräfin, machten mir vor ihrer Abreise nach Mailand zur Trauung meiner bisherigen schönen Patientin mit dem Marchese P. einen Abschiedsbesuch, dankten mir herzlich für die glückliche Heilung, und baten mich, ein kleines Andenken für meine Braut nicht zu verschmähen, das sie von Paris aus senden würden.

Meine Hochzeit wurde im väterlichen Hause gefeiert. Außer meinem Schwiegervater, der fortan bei mir blieb, waren unter den übrigen Gästen die Liebsten: mein alter Freund, der Hofrath, und seine Frau. Am Vorabende der Trauung kam das vom Grafen versprochene sogenannte kleine Andenken für meine Braut an: ein Brillantschmuck, den meiner neugierigen Tante ein Juwelier auf mindestens tausend Dukaten schätzte! Unter allen diesen Brillanten war aber doch meine liebe Mina die schönste Solitärin!

"Lieber Freund", sagte der joviale Hofrath bei dem Dessert des Hochzeitmahles, "Du hast mir ausdrücklich verboten, Dir oder Deiner Braut ein Hochzeitsgeschenk zu machen; aber ein papier-

neß wirst Du doch nachsichtig annehmen. Es gibt jetzt duzendweise Propheten, die ihre Prophezeiungen auf unbestimmte Zeit hinaus datiren. Ich aber habe, was noch nie dagewesen ist, und kaum möglich scheint, monatliche Prophezeiungen für das nächste Jahr niedergeschrieben, die ich der hochverehrten Versammlung jetzt vorzutragen mir erlaube, zugleich für das unfehlbare Eintreffen des Vorhergesagten mich verbürgend.“

Lautes Gelächter unterbrach oft den Vortrag, und ich glaube, durch die nachstehende Mittheilung dieser ergößlichen monatlichen Prophezeiungen auch meinen freundlichen Lesern und schönen Leserinnen einige heitere Augenblicke spenden zu können.

Monatliche Prophezeiungen.

Ein Kinderfresser und ein Halunke.

Nach der Lehre der Astrologen, auch Sterndeuter genannt, ist für das Jahr 1867 der Saturn Jahresregent, ein sehr ökonomischer Schuft; da er seine eigenen Kinder frisst. Obgleich ich kein Kind von ihm bin, wird er mich doch auch fressen, nur ist mir das Wann noch nicht bekannt. Die Dichter, welche schweifwedelnd alle Schlechtigkeiten zu beschönigen wissen, haben behauptet, unter den Kindern des Saturn, der eigentlich ein Sohn des Himmels und der Erde sei, und zugleich der Gott der Zeit, verstehe man nur die Tage, Wochen, Monate und Jahre; in diesem Fall erscheint aber Saturn als ein niederträchtiger Dieb, der uns das Leben stückweise unter den Füßen wegstiehlt. Man malt ihn als einen Greis, der schon seit Erschaffung der Welt seine Menschen-

freßerei ohne pflichtmäßiges Einschreiten der Gerichtsbehörden treibt, mit Flügeln und einer Sichel in der Hand, die er zum Niedermähen seiner Kinder mißbraucht. Oft trägt er eine Schlange, die, indem sie sich in den Schwanz beißt, einen Ring bildet, mit dem er seine zum Fraße ausersehenden Kinder umklammert. Dieser Ring hat eine große und sinnbildliche Aehnlichkeit mit jenen Weidenringen, an denen an gebotenen und oft frevelhaft übertretenen Fasttagen auf den Viktualienmärkten ausgezappelte Froschschenkel verkauft werden. Aus Mangel einer unverpfändeten goldenen Ankeruhr geben die Maler dem Saturn bisweilen auch eine Sanduhr, um dadurch die Nichtigkeit aller irdischen Dinge anzuzeigen, als ob wir von dieser Nichtigkeit nicht schon selbst so schmerzlich überzeugt wären, daß sie uns ausgepannt im Magen liegt.

In grauester Vorzeit muß der Saturn ein charmantes Subjekt gewesen sein, sonst hätten die Römer nicht ein Fest, Saturnalien genannt, zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturns Weltherrschaft gefeiert, wo unter dem Menschengeschlechte Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe verbrüderet, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur einen, dann 3, dann 5 und unter den Cäsaren 7 Tage, vom 17. bis 23. December. Das Fest begann damit, daß im Tempel des Saturn eine Menge von Wachskerzen angezündet wurden,

zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Aber auf andere Weise dauerten die Menschenopfer fort, in Kriegen, wie nach 2000 Jahren noch in unserer christlichen Zeit der Civilisation! Die Slaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbefetzten Rocke und der weißen Toga.

Herrn und Slaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmauseten, wurden sie von dem Herrn und dessen Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Ueberall herrschten Scherz und Freiheit. Die Geschäfte feierten, man sendete einander Geschenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen diese Tage auch Sigillarien hießen. Einige Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, die ihre Fessel dem Saturn weiheten.

Wir haben auch noch eine Spur von Saturnalien aufzuweisen: die Bedienung von Dienern durch ihre Herren, z. B. wenn diese, als Kutscher auf dem Boche sitzend, ihre Diener eigenhändig kutschiren, die mit verschränkten Armen und ausgespreizten Beinen im Wagen gemächlich sich zurücklehnen, was man täglich sehen kann. So weit ist es noch nicht gekommen, daß die Herren den Dienern auch noch die Stiefel putzen und die Livrée ausklopfen, außer wenn die Livrée, anstatt am Kleiderholze, dicht am Leibe der Diener hängt,

weil dann die Ausklopffstöckchen ergiebiger wirken.

Im vorigen Jahre, 1866, war der Mond Jahresregent, der verschwiegene Freund liebender Mädchen, zu dem sie oft sehnsuchtsvoll hinauffeufzen, ohne daran zu denken, was für ein Hauptkalfakter dieser Mond ist, den die diebischen und undiebischen nächtlichen Einsteiger mit Recht fürchten. Wie oft ist schon gesungen worden:

„Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin“ u. s. w.,

weil die Sänger und Sängerinnen von seiner sanften bleichen Miene sich täuschen ließen.

Was hat denn der Mond als Jahresregent für 1866 gethan?

Dieser heimtückische Halunke hat den deutschen Bruderkrieg durch Eisen und Blut mit Kronen- und Länderwegschnappung und Millionenverkehr entstehen lassen, anstatt aus den Schächten seiner ungeheueren Gebirge Mondsteinwürfe regnen zu lassen, die größere Dienste geleistet hätten, als alle gezogenen und ungezogenen Kanonen der feindlichen Brüder miteinander. Sicher stand sein Benehmen im verrätherischen Einverständnisse mit seinem Nachfolger, dem Jahresregenten für 1867, dem unersättlichen Saturn, der durch den Fraß der Söhne Deutschlands sich auf seine heurige Amtirung würdig vorbereiten wollte.

Doch genug des Geplauders von dem Sternen-

gesindel! Nun will ich noch über zwei Punkte sprechen, welche für Viele Neuigkeiten sein werden.

Ganz Europa bedarf zu einem glücklichen Leben der Eintracht (Concordia), deren gegenwärtiger Aufenthalt in keinem Adreßbuche zu finden, und selbst durch keinen Steckbrief zu ermitteln ist, ja nicht einmal durch ein Mikroskop von 56 millionmaliger Vergrößerung entdeckt werden kann, obgleich man durch Hilfe desselben weiß, daß im menschlichen Munde Millionen unsichtbarer und wunderbarer lebender Wesen wohnen, ohne einen Pfennig Miete zu bezahlen.

Ich aber weiß es. Ich weiß, daß es ein zweites Europa gibt, und wo die Concordia (Eintracht) zu finden ist. Weil aber zu Beiden bis jetzt noch keine Eisenbahn hinführt und kein Telegraph den Verkehr mit ihnen möglich macht, so kann ich zur Zeit nichts Näheres darüber mittheilen, und muß mich auf das Zeugniß der Astronomen berufen, daß das zweite Europa und die Concordia als Asteroiden oder Planetoiden am Sternenhimmel logiren.

Glück auf! den einst dahin reisenden Naturforschern!

Nun folgen die monatlichen Prophezeiungen für das ungemeine Jahr 1867 mit sechsjähriger uhrmacherischer Chronometer-Garantie für das richtige Eintreffen derselben.

Monat Januar.

Am Neujahrstage erfolgt allgemeiner Aufstand — aus den Betten, aber zu sehr verschiedenen Stunden, die stark angestochenen Sylvesternächter zuletzt, welche dem nach dem letzten Schlage der Mitternachtstunde mitten unter sie getretenen neuen Jahre donnernde Vivats zujauchzten, und die hochgeschwungenen vollen Champagner- und Punschgläser auf sein Wohl ausstürzten, anstatt sie ihm an den Kopf zu schleudern, ihn zu packen, zur Thüre hinauszuschleppen und über die Treppe hinunter zu werfen; dieß wäre der rechte Empfang gewesen für den verummten neuen Jahresregenten Saturn, den Fresser seiner eigenen Kinder.

Dieser Sylvesternachttänmel lehret an jedem Vorabende eines neuen Jahres wieder, obgleich die unverbesserlichen Thoren von Jahr zu Jahr sich überzeugen, daß ihre Hoffungssträume von einer besseren Zukunft von gar keinem neuen Jahre erfüllt werden. An keinem Tage im ganzen Jahre, wie am Morgen des Neujahrstages, wird so viel Ungünstiges von den Katzen gesprochen, von diesen mit Unrecht verfolgten, sanften, damenhaft schmeichlerischen, nicht Hunden gleich lästig bellenden, geheimnißvollschweigsamen, höchst liebenswürdigen Wesen, deren mißbrauchter Name in der Bezeichnung der verschuldeten Strafe der Unmäßigkeit als Katzenjammer figuriren muß.

Da liegen nun die Sylvesternacht-Vollkäufer ächzend auf ihrer Streue — sei es Bett oder Stroh — gleich jenen unförmlichen Geschöpfen, deren Genuß einst Moses seinen Juden verboten hat, und während ihr Magen ihnen die provisorische Einstellung seiner Dienstleistung geräuschvoll verkündet, klagen sie über heftigen Katzenjammer, schicken nach einem Arzte oder schreien nach bewährten Hausmitteln, saure Leber, Häringe, Sardellen, Hofbräuhausbier u. s. w.

Schon viele Tage früher haben viele Personen Neujahrsglückwünschenthebungsarten gelöst, unter ihnen Manche nur aus dem Grunde, um ihre unwichtigen Namen gedruckt lesen zu können. Dennoch tragen sie am Nachmittage des Sylvestertages Visitenkarten in die Wohnungen von Familien, bei denen sie sich empfehlen wollen, und am Morgen des Neujahrstages wird einem Weinduseligen das komische Unglück begegnen, an der Thüre eines Vorgesetzten durch einen fatalen Mißgriff in die Tasche statt der Visitenkarte einen Eichel-Ober abzugeben.

Während die Köchinnen in der Küche sich abschwitzen mit der Zubereitung eines Mittagsfestmahles, daß die Tische sich biegen werden, ohne zu brechen, wandern Mütter und Töchter in außerlesener, bezahlter oder unbezahlter Kleiderpracht in die Kirchen, um zu sehen und gesehen zu werden, wohl auch um zu beten, die Töchter besonders, die ihre Seufzer um Heirathen zum Himmel senden, ohne eine

Abnung davon zu haben, daß gerade ihre Kleiderpracht, wenn sie nicht mit einem großen Vermögen verbunden ist, die Heirathen abschreckt. Durch falsche Spekulation verlockt, gehen sie in die galante Halbzwoölfuhrmesse, sohin zu einer Zeit, wo die erwarteten Schönheitsmusterer, welche keinen Platz mehr in den Kirchen zu finden fürchteten, die Weinhäuser überfüllen.

Ohne einer magistratischen Concession zu bedürfen, wird nach Willkür das Schmiedehandwerk häufig betrieben werden, nämlich das Schmieden von Plänen zu den Maskenbällen des Faschings, bei welchen die Maskirten, um unkenntlich zu bleiben, nur eine andere Maske an ihrem Gesichte weisen, als sie das ganze Jahr hindurch zu tragen pflegen.

Pfiffige Hausfrauen werden in die Dreikönigsmesse eilen, um wohlfeil einzukaufen, ohne zu bedenken, daß sie ihre Bedürfnisse bei den zahlreichen Zwangsversteigerungen zu weit billigeren Preisen befriedigen könnten. Das Hauptmastfutter für feststehende Herausgeber von Zeitungen liefern jetzt die Einrückungsgebühren für Anzeigen von Vergantungen

In diesem Monate werden zwei schreckliche Ereignisse geschehen: der Ausbruch der Cholera, und Teufelerscheinungen. Diese Sorte von Cholera heißt Cholera morbus abbonentica, und tödtet nur wackelnde Zeitungen durch ein unstillbares Abweichen der Abonnenten von der

Liste der Abonnenten der Berleger. Zuerst schrumpfen die Blätter zusammen, wie die im Spätherbste von den Bäumen gefallen Blätter, und gehen dann ein, wie mit Seife gewaschene Flanellleibchen.

Ungläubige Naturforscher lachen und spotten, wenn sie von der Existenz der Teufel sprechen hören, werden aber in diesen Tagen zu ihrem eigenen Schrecken von der Wahrheit dieser Existenz sich überzeugen, wenn die Teufel in Gestalt von Neujahrsrechnungen der Aerzte und der verschiedenen Gewerbsmeister und der lizenzierten Lieferanten beiderlei Geschlechts in ihre Wohnungen dringen, worüber die Ueberfallenen so lange Gesichter schneiden, daß die Bader wegen Mehrverbrauchs von Einreibseife und größerer Mühewaltung billigerweise die Rasirtaxe wenigstens um einen Kreuzer eigenmächtig erhöhen müssen. „Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren“, sagt ein altes Sprichwort, wie z. B. bei Damen, die keinen Bart tragen, sohin auch nicht rasirt zu werden brauchen. Solche Teufel kann auch kein Teufelsbanner vertreiben, und sie lassen sich im günstigsten Falle nur auf wenige Tage ein beruhigendes Trostpflaster auf den Mund kleben.

Auch die Erzteufel kommen, die Hypothekgläubiger und Wechselwucherer in langen, aus abgepresstem Provisionszeuge geschneiderten Mänteln, die ihre höllischen Vocksfüße den weinenden Augen ihrer beklagenswerthen Opfer verdecken sollen,

welche sie auf die Gant zu drängen und in den Schuldhurm stecken zu lassen das Recht haben, aber auch die Pflicht, ihnen daselbst freie Wohnung und freie Verpflegung zu verschaffen.

Da diese Teufeleien als höllisches Unkraut in allen Monaten des Jahres fortwuchern, so müssen Gläubige und Ungläubige doch wohl glauben, daß es Teufel gibt.

Monat Februar.

Der zweite Tag in diesem Monate, Mariä Lichtmeß, ist der Vortag des famosen Dienstbotenwechsels, wo die sogenannten „Herrschaften“ für „ausstehende“ sogenannte „Dienstboten und Dienstbötinnen“, wenn sie nichts-nützig waren, häufig noch nichts-nützigere eintauschen werden, wenn man den Klatschereien der Frauen bei ihren Kaffeekränzchen Glauben schenken mag.

Wenn eine goldbrozerische Frau Gemahlin auf dem gespannten Fuße der Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Gesichte lebt, und ihren eingehandelten hübschen Gemahl mit Argusaugen bewachen möchte, wird sie nach vielfacher Anschauung eine Magd wählen, die sehr wohl als Vogelscheuche in Gärten und auf Feldern figuriren könnte, die aber der Gemahl recht gut als Briefträgerin in seinem Solde zu verwenden weiß.

Ein angenehmes Dienstverhältniß finden Mägde,

welche als Vertraute der Frauen, wie in den meisten älteren italienischen Opern, eingestellt, im Falle einer mißliebigen Entdeckung jedoch ergiebig durchgeprügelt, und nach dem Gesetze der fortschaffenden Mechanik zur Thüre hinausgeworfen werden.

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne“,

werden jene Mägde singen, die in der Lage sind, für ihre armseligen „Herrschaften“ ihre eigenen Werthsachen in das Pfandhaus tragen können. Sie dürfen dann thun, was sie wollen, genießen sogar die Freiheit, zuletzt die Pfänder mit ihrem eigenen Gelde auszulösen, wenn sie welches außer dem nicht erhaltenen Lohne besitzen.

Solche und noch andere Verhältnisse werden am Ausstehtage allen Dienstbötinnen in den Methhäusern und Gastwirthschaften, wo sie sich versammeln, einen unerschöpflichen Stoff zum Ausrichten ihrer bisherigen „Herrschaften“ liefern, und diesen von ihnen mündliche Leumundszugnisse ausgestellt werden, die ohne Confiscationsbesorgniß gar nicht druckbar wären.

In diesem Faschingsmonate werden die Maskenbälle und Freinächte an öffentlichen Orten und in Privatgesellschaften ein flottes Leben führen, und die Schwindsuchtwalzer und Crepirgaloppe in kurzer Zeit den Ärzten und Kirchhöfen ein zahlreiches mehr weibliches als männliches Contingent liefern.

Die Männerfischerei der Damen auf den Bällen wird mißlingen, wenn nicht mit Goldlöcher gefischt wird. Das häufige Schwören „ewiger Liebe“ auf den Maskenbällen wird nur als Maskenfreiheit und nur für die Ballnacht gültig betrachtet werden.

Monat März.

Am Montage den 4. werden in München unter ungeheurem Zuströmen der Schaulustigen die ehrsamten Metzger zum ersten Male in den neuen prächtigen Fischbrunnen springen.

Am Dienstage den 5., leider gerade an meinem Namenstage, bei dem letzten Schlage der Mitternachtstunde, wird Auwehl geschrien, denn der Fasching ist zu Ende und die Fastenzeit hat begonnen.

Am Aschermittwoch, den 6., wird, wenn ich einem von der Sonne mir gesendeten Telegramme Glauben schenken darf, die erste Sonnenfinsterniß um 7 Uhr 51 Minuten Morgens, zu welcher Zeit alle übernachtigen Faulpelze noch in ihren Betten stecken, beginnen, aber schon um 12 Uhr 52 Minuten Nachmittags enden, während die Finsterniß in den Köpfen auf unbestimmte Zeit fortbauert.

In den Morgenstunden dieses Tages werden die beschmutzten Leeren Geldbeutel zur gründlichen

Reinigung in die neue Dampfmaschinenwaschanstalt, wenn sie bis dorthin schon amtirt, getragen oder geschickt, und die Geldbesitzer diesen gebotenen Fasttag bei den von Gasthöfen ersten, zweiten und dritten Ranges veranstalteten Mittagsschmählern durch appetitliches Verzehren der köstlichsten Fische und feinsten Conditorenwaaren bei auserlesenen Weinen andächtig feiern, ohne deßhalb die Beigabe saftigen Mastochsenfleisches und gebratener „Pippstücke“ (Indiane) unschicklich zu verschmähen. —

Am 19. März wird der weitverbreitete Peppitags-Cultus beginnen, und von allen Zucker- und Feinbäckereien eine reiche Auswahl von Torten und Kränzen, mit dem unvermeidlichen **J** in der Mitte, zum lockenden Ankaufe ausgestellt werden.

Am Morgen nach dem Peppitage kommt der Mond mit seiner ersten heurigen Finsterniß, in der Absicht, wenigstens einen Theil derselben in die oben erwähnten finsternen Köpfe abzusetzen, welche Spekulation jedoch an dem Umstande scheitert, daß in diesen Köpfen für eine fernere Ladung von Finsterniß durchaus kein freier Raum mehr vorhanden ist.

Zu den einträglichsten freien Erwerbarten gehört in diesem Monate auch das fleißige Sammeln von Märzenschnee, um ihn auf der Ofenplatte zu dörren, und als feinstes Waschpulver für zarte Damenhände zu verkaufen.

Monat April.

Ungalante Subjekte werden am Palmsonntage den Damen zum Palmesel, freilich ohne ihn zu nennen, nach einem alten rohen Herkommen gratuliren, die Damen aber diese Brozigkeit mit einem Rothstift sich hinter die Ohren schreiben, zur beständigen Mahnung an die gebührende Erwiederung.

Am Ostersonntage werden die Damen als lebendige Modejournalbilder neue Prachtkleider in die Kirchen tragen, und dort manche Zuslüsterungen von weiblichen Neidkrägen veranlassen, z. B.:

„Mein Gott, liebe Freundin, wie kommt denn die Frau X. dort zu ihrem Anzuge, den eine Prinzessin tragen dürfte?“

„Darüber ließe sich gar viel sagen“, antwortet die Achselzuckende.

„Oh, sagen Sie mir's doch!“

„Nach der Messe.“

„Und der kostbare Schawl des langnasigen Fräuleins Y. dort rechts, die Dritte im Stuhle! Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen!“

„Geht auch nicht mit rechten Dingen zu.“

„Hab' mir's ja gleich gedacht! Aber wie so denn.“

„Nach der Messe.“

„Ob die Frau Z. hinter uns ihren herrlichen Schmucl selbst bezahlt hat, oder wer sonst, weiß nur der liebe Gott!“

„Und ich. Ihr Mann hat ihn nicht bezahlt, das dürfen Sie mir glauben, denn der hat keinen guten Stiefel aufzuweisen. Die Frau ist eine nothige Büchslmadam, und kann sich also das Geld zum Schmucke nicht erspart haben. Ich aber weiß ganz genau, wer ihn bezahlt hat.“

„Wer denn?“

„Ich sag's Ihnen schon nach der Messe.“

„Die Messe ist soeben aus; mein Gott, wie doch überall die Zeit so schnell vergeht, wenn man sich gut unterhält!“

„Nun, so wollen wir das Kreuz machen, um noch vor dem Gedränge aus der Kirche zu kommen.“

„Dann können wir erst recht bequem mit einander plaudern.“

Auch die übrigen, wie fürstliche Schlittenpferde aufgeputzte Modepuppen schleichen mit mannsüchtigen Mundschauungen aus den Kirchen, aber nach dem straßenschmutzsegenden Schleppenlöder ihrer schimmernden Atlaskleider schnappt kein heirathliches Fischlein.

Am 24. wird ein gefürchtetes Gespenst erscheinen, der Georgi-Zinstag, ein Gespenst, das sich nicht mit dem biblischen Zinsgroschen begnügt, sondern so unverschämte Guldenforderungen macht, daß überaus vielen Miethleuten die zum Zählen und Bezahlen nöthigen Finger vor Schrecken erstarren, und dadurch ihre Miethzinsse unbezahlt bleiben. Das Gespenst wird sich nun an ihre Einrichtung halten wollen, um aus Entsetzen über die Zahl-

ungsunfähigkeit nicht umzufallen; allein die Abgewickelten unter den Zinsschuldnern haben schon früher die Einrichtung getroffen, daß das Gespenst in Gestalt eines griesgrämigen Hausherrn durch die Pfändung ihrer Einrichtung sich nicht bezahlt machen kann, indem nämlich, bei nicht bestehender Gütergemeinschaft, durch eine Notariatsurkunde nachgewiesen wird, daß die ganze Einrichtung unangreifbares Eigenthum der Frau Liebsten ist, oder einem N. N. gehört, dem sie früher als eine Schuldentilgung überlassen wurde, jedoch seitdem und fortan gegen eine monatliche Vergütung benützt wird. In beiden Fällen bleibt dem Zinsgespenste der Schnabel sauber!

Verdient Nachahmung!

Uebrigens wird man oft den bescheidenen Wunsch äußern hören, die ganze Summe des nicht bezahlten Georgizinses zu besitzen.

Der April thut zwar, was er will, aber endlich wird doch der erlösende

Monat Mai,

der liebeliche Blütenmonat, kommen, und den Freunden der schönen Natur, darunter auch den Staatshämorrhoidariern, sowie den flanzenden Gewohnheitsbummlern und qualifizirten Tagesdieben, ferner den fleißigen Damen, die zu Hause nichts zu thun finden, zuweilen gestatten, in mai-

lichen Winterkleidern Gesundheits- und andere namenlose Zwecke förderliche Spaziergänge zu machen, und nach der Heimkehr für den nächsten Monat sommerfrischliche Ausflüge nach allerlei Seen und Gebirgen zu projektiren.

Die Landwirthe werden der Witterungsproklamation der Herren Panfratius, Servatius und Bonifacius mit großer Spannung entgegensehen. Der

Monat Juni

wird auch Brachmonat genannt, von Spatzvögeln für eine Anspielung auf bisher ruhig liegen gebliebene Geldbörsen gehalten, was gewiß nur ein höchst seltener Ausnahmefall sein kann, da eine Schließe an einer Geldbörse, die man bekanntlich alle Augenblicke täglich öffnen muß, ein völlig überflüssiger Luxus ist.

Die Geldbörsen müssen aber gerade in diesem Monate öfter und länger geöffnet werden, als zu anderen Zeiten, und zwar zur Bezahlung der sämtlichen Kosten der bereits festgesetzten Sommerfrischausflüge, vorläufig nur monatlich. Die Abreise wird an dem verhängnißvollen Medardustage geschehen, sohin heuer am Pfingstfamtage den 8. Juni; wenn es nämlich an diesem Tage regnet, wird es 40 Tage lang regnen, und dadurch eine Wassermasse entstehen, welche stark genug wäre, die här-

testen Herzen der abgereiseten jungen und schönen Sommerfrischlerinnen nachhaltig zu erweichen.

Kurz vor der Abfahrt der Damen werden die verliebten und ungalanten Subjekte, die ihnen zum Palmesel gratulirt haben, ohne sich gleich jetzt noch daran zu erinnern, glückliche Reise wünschend erscheinen, und somit glücklich in die Falle gehen, indem ihnen die Damen zum Pfingstfeste gratuliren, nämlich zum Pfingstlummel, freilich auch mit schonendem Verschweigen dieses Namens, aber mit der Zugabe eines höhnischen Nachgelächters.

Staatsdienerliche Gemahle werden mit einem 14tägigen Urlaube nebst einem ergiebigen Geldnachtrage auf Besuch kommen, und urlaubslose Liebhaber, gleichsam als blinde Passagiere, die beiden Feiertage am 23. und 24. zu einem Abstecher dahin oder dorthin benützen, und an Ort und Stelle die Neuigkeit von den schrecklichen Niederlagen austramen, welche am Frohnleichnamstage der Volk in seinen letzten zückenden Zuckungen, und ganze Divisionen schweinerne Bratwürste erlitten haben.

Nach einer alten Sitte werden die Herren den Damen zum Feste Peter und Paul scherzweise gratuliren, wo sie dieß für passend angebracht finden, aber bei der Uebersahl jener Damen klüglich vermeiden, die durch das Tragen von Schnürleichen sich eine Vorderfläche ihrer zierlichen Gestalt ausgezogen haben; denn in solchen Fällen wäre eine solche Gratulation gegenstandlos und zugleich tränkend.

Der

Monat Juli

heißt auch Heu monat zur Notiz für die eifrigen Touristen, besonders im Gebirge, wo sie oft Gelegenheit finden werden, in den „Casen“ (Hütten) häßlicher und schmutziger Sennerinnen, welche phantastische Dichter, münchhauserisch lügend, als reizende Wesen zu schildern pflegen, auf aromatischem Heu zu schlafen und mit Kopfweh zu erwachen.

In diesem Schweißmonate werden die Mineralbäder sehr zahlreich besucht sein von Reservisten und Rekruten des Todes, von jenen bedenklichen Patienten, welche die an ihrer Heilung verzweifelnden Aerzte sich vom Halse zu schaffen suchten. Aber auch ganz gesunde Personen beiderlei Geschlechts, unter vorgespiegelten krankhaften Zuständen, zum geheimen Zwecke ungestörter Zusammenkünfte, wird man daselbst sehen, und diese Scheinpatienten werden den pikanten Genuß haben, mit Siechen zu lustwandeln, und zwischen ihnen an den Mittags- und Abendtischen mit Fragezeichen = Appetit zu speisen. Je nun, das ist Geschmacksache, über die sich nicht streiten läßt.

Ob die schönen Sünderinnen am Tage Maria Magdalena sich bekehren werden, oder nicht, wag' ich nicht zu prophezeien, da mir kein Recht der Einmischung in diese ihre heille Privatangelegenheit zusteht.

Wer eine Anna liebt, und von ihr geliebt zu

werden wünscht, wird am 26. die Glückwünsche nebst den obligaten Geschenken nicht vergessen, welche unter Umständen eben nicht sofort bezahlt zu werden brauchen, und doch die nämlichen Dienste leisten, wie die bezahlten.

Monat August.

Am 24., dem Tage Bartholomäus, der einst geschunden wurde, werden arme Teufel, nämlich die Postboten, einen General-Congress halten zum Entwurfe der Statuten einer Wäsche-, Kleider-, Stiefel-, Holz-, Licht-, Miethzins- und Gehaltserhöhungs-Versicherungsanstalt, da sie nur einen so geringen Sold beziehen, daß sie auf ihren weiten und beschwerlichen Dienstängen stündlich der Gefahr ausgesetzt sind, wegen Einschrumpfung des Magens aus Mangel hinreichender Kartoffel umzufallen. Unter freudiger Beistimmung aller Menschen-, sohin auch aller Freunde der Postboten, aus deren Händen sie gar oft einen beglückenden Geld- oder Liebesbrief empfangen, wünsche ich dieser Anstalt das schnellste und segensreichste Gedeihen.

Die Sommerfrische dauert fort. Die Gemahle, welche immer Geld schicken sollen, werden sich immer häufiger hinter den Ohren tragen, ein solides Abberufungsschreiben erlassen und bald darauf persönlich erscheinen, um die theuern Familien heim-

zuholen, von denen manchen vergnügungssüchtigen und bockbeinigen Gliedern nicht viel besser zu Muthē sein wird, als ob sie vom Teufel geholt würden.

Monat September.

Von Tag zu Tag wird ein drohendes Ungeheuer immer näher heranschleichen, der Michaelisins, und viele Hausherrn, die vielleicht schon geraume Zeit nicht mehr die Herren auch nur noch eines einzigen Steines ihrer Häuser sind, werden gar oft die Mienen ihrer Miethsleute ängstlich betrachten, ob sie keine Spuren von Zinszahlungsverlegenheiten errathen, die Zinspflichtigen aber „die Häupter ihrer Lieben zählen“, der Guldenstücke, ob sie zahlreich genug sind, das Ungeheuer zu erlegen. Wenn ja — dann werden sie auch im

Monat Oktober

das unwandelbare Oktoberfest auf der Theresienwiese in München, das allen früheren solchen Festen weit ähnlicher sieht, als ein Ei dem andern, mit viel leichterem Athem nach der vom Herzen genommenen Zinslast besuchen, und bei einer Maß Bier zu 8 oder 9 kr. sich überzeugen, wenn sie dieß nicht schon früher gethan haben: „daß es kein rechtes Bier mehr gibt, seitdem die Bräuer Chemie studirt haben.

Im

Monat November

werden viele Tausende am Allerheiligenseste auf den Kirchhöfen die mit Blumen und Lichtern überaus reichgeschmückten Gräber andächtig oder schaulustig besuchen, und darunter viele Hunderte völlig Verlassene an den einsamen Grabhügeln ihrer Lieben beten und weinen. Hat der Tod Eheleute geschieden, und der überlebende Theil ein schönes Grabmal setzen und in der Inschrift desselben im ersten heftigsten Schmerze auch das bedeutungsvolle Wort: „unerseßlich“ anbringen lassen, und geht nun dieser überlebende Theil am Arme eines zweiten, neuen, lebendigen, angetrauten Theiles an jenem Grabmale vorüber, so wird er verschämt die Augen niederschlagen, und bereuend wünschen: „Hätt' ich doch statt des bindenden Wortes: „unerseßlich“ das unverfängliche Wort: „unvergesslich“ in die Inschrift setzen lassen, um unblamirt zu bleiben!“

Und dieß zu thun, rathe ich wohlmeinend und dringend allen Eheleuten an, welche von gleichem beklagenswerthen Schicksale heimgesucht werden. Der

Monat Dezember

wird durch eine rührende Erscheinung verherrlicht werden, durch das von den früheren großen und

kleinen Kindern zwölf Monate lang ersehnte Weihnachtssfest mit den vom Reichtume bis zur Dürftigkeit herab kostbar oder ärmlich geschmückten Christbäumchen; für die Christbäumchen der armen Kinder mit den für sie passenden Geschenken, werden Wohlthäter und mildherzige Frauen sorgen, die das Christkindlein sich dafür belohnen wird, hier und jenseits.

Das Fest der glänzenden Christbäumchen wird am 24. gefeiert, am Tage Adam und Eva, die auch bei einem Baume gestanden haben, aber bei keinem Christbaume.

Das Fest der Unschuldigen Kinder, deren Vereins-Ehrenmitglied zu sein ich die Ehre habe, weil ich statutenmäßig wegen höherer Welt-erfahrung kein wirkliches Mitglied mehr würdig vorzustellen vermag, tritt erst am 28. December ein. Weil nun die Unschuldigen Kinder, als die eigentlichen Hauptpersonen bei diesem Feste, zu den angezündeten Christbäumchen zu spät kämen, um die ihnen gebührenden Geschenke persönlich in Empfang nehmen zu können, so werde ich als General-Bevollmächtigter derselben, zur Beforgung dieses lustigen Geschäftes für sie, mit dem Schnellzuge vorausseilen und rechtzeitig eintreffen.

Jede kinderfreundliche Christbäumchen-Familie wird also geziemend eingeladen, bis dahin auf meinen liebenswürdigen Besuch sich gefast zu machen.

Bald nach der Thomasnacht, in welcher solide Diensthötinnen, neugierige Bauernmädchen und aus-

gemusterte Fräulein, die schon auf dem Wege zum alten Eisen wandeln, durch geheime künstliche Hausmittel ihren künftigen Herzallerliebsten und erlösenden Heirathen zu erforschen, oder gar zu sehen versuchen, marschirt gravitatisch heran der Thormant des Jahres, der erzphilisterhafte Sylvestertag, an welchem jener im Augenblicke der altherkömmlichen tollen Empfangsbegrüßung des Neuen Jahres, die Familiengruft des eben verstorbenen, und noch nicht einmal kalt gewordenen alten Jahres verschließen wird.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich von dem ungemainen und jedenfalls sehr denkwürdigen Jahre 1867 noch viel unglaublich Glaubwürdiges prophezeien könnte; aber allzuviel ist ungesund, daher ich, um die nachsichtige Geduld meiner geehrten Zuhörer und schönen Zuhörerinnen nicht zu ermüden oder gar zu erschöpfen, mit einem herzlichen und dreimal donnernden Lebehoch den zärtlichsten Abschied von denselben nehme.



Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, in
München durch C. H. Gummi, Pfandhausstraße
Nr. 9:


**Belial, Baron, enthüllte Geheimnisse aus dem
Reiche der Finsterniß.** Preis 18 fr.

**Geheime Unterredung zwischen Wilhelm I., König
von Preußen, und Napoleon III.** Preis 18 fr.

**Das Horoskop Napoleon's III. von dem Astrologen
und Seher Joh. K. Vogt.** Preis 15 fr.

**Die in Erfüllung gegangenen und weiteren Vorher-
sagungen des Astrologen und Sehers zu München.**
Preis 18 fr.

**Wie und wo ist die Fortdauer der Seele nach dem
Tode des Leibes möglich und wahrscheinlich?
Aus dem Nachlasse eines bekannten Astronomen und
Naturforschers beantwortet von H. T. v. W. 2. Aufl.
Preis 24 fr.**

 Diese für jeden denkenden Menschen höchst
interessante Schrift führt zu überraschenden Resultaten
und wird großes Aufsehen erregen!